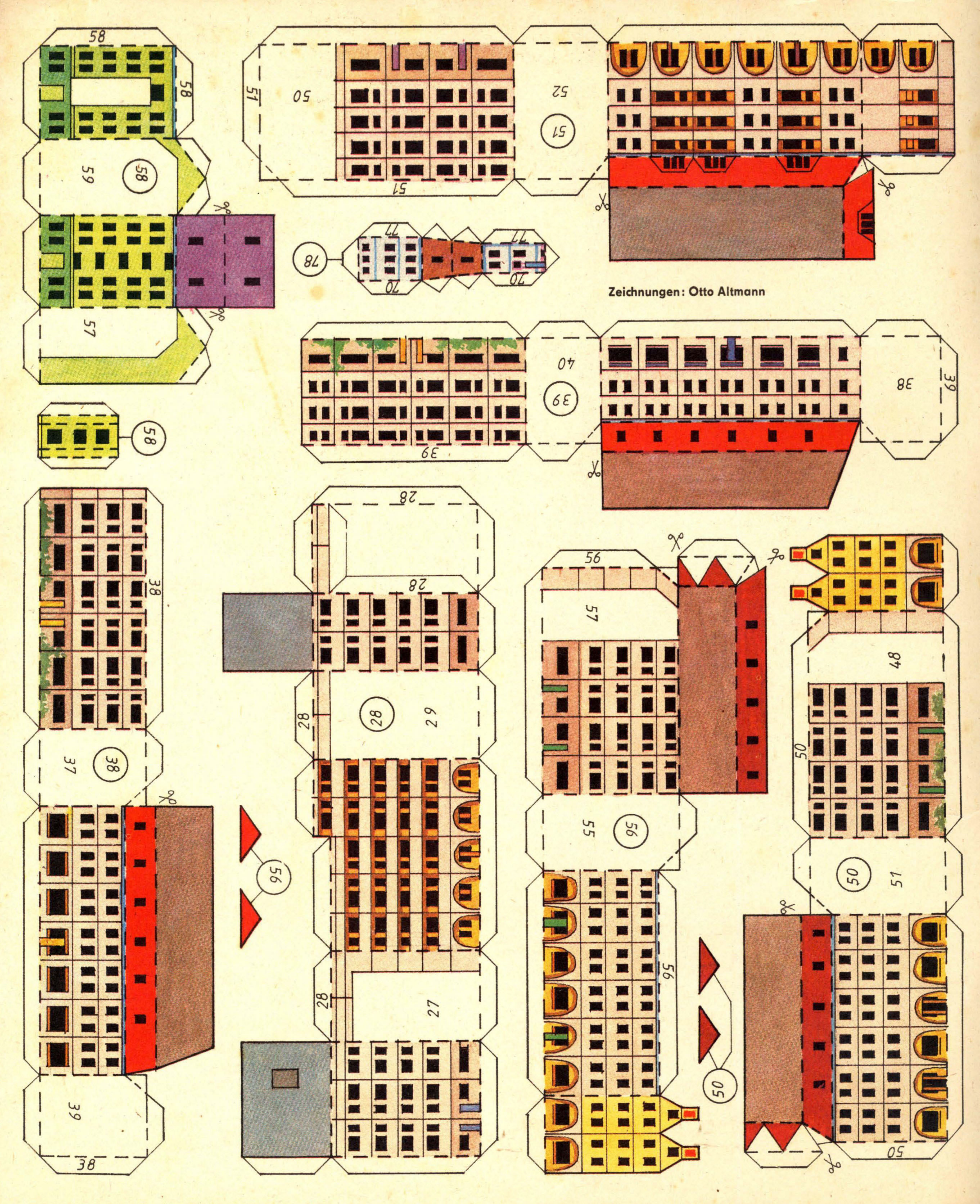
FRÖSI

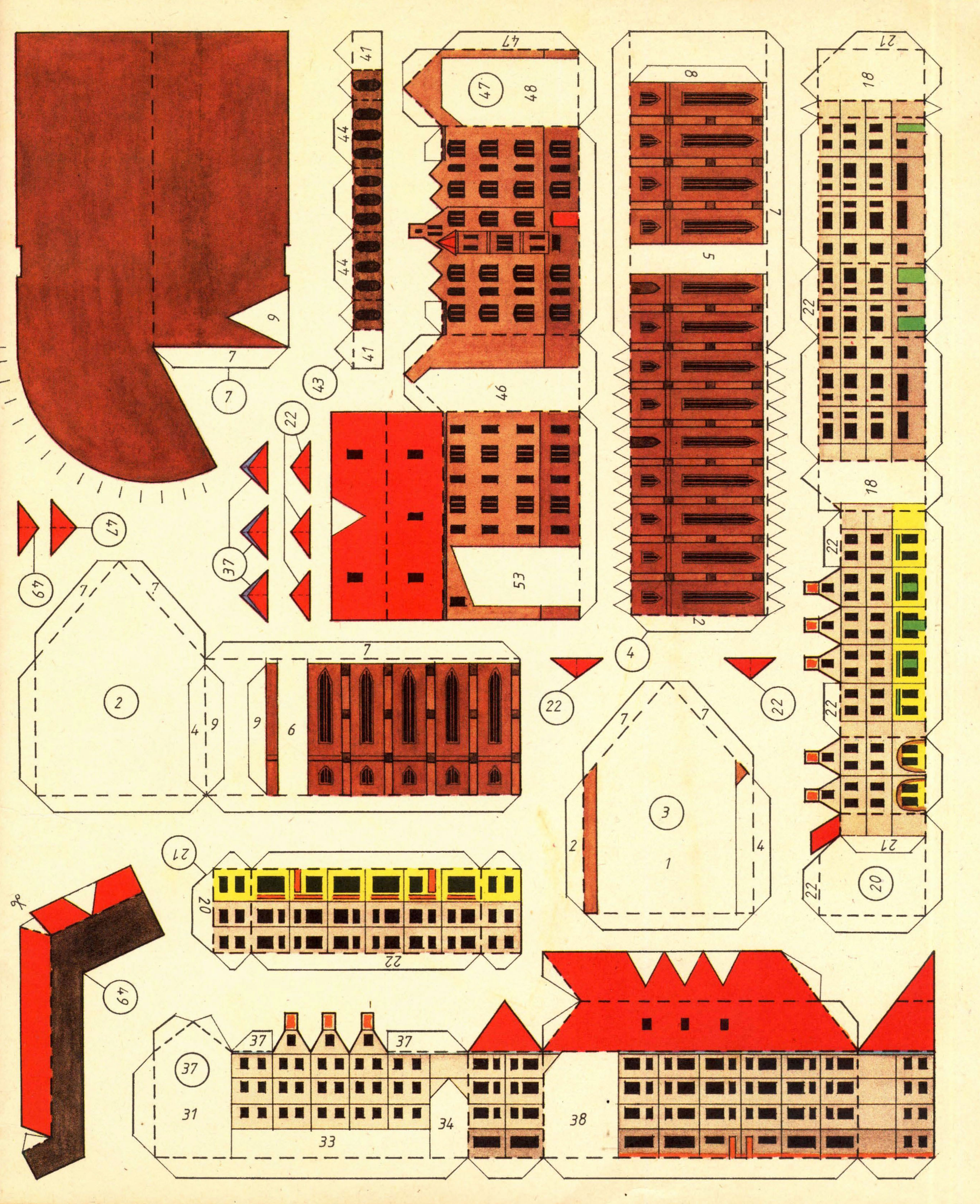
7/87

PIONIER-
MAGAZIN
FÜR MÄDCHEN
UND JUNGEN
DER DDR
PREIS 0,70 M



ISSN 0323-8806


Zeichnungen: Otto Altmann







Unser Otto-Mobil hält heute in einer Kreisstadt des Bezirkes Erfurt. Hier befindet sich nicht nur das Glockenmuseum, sondern auch eine Glockengießerei unserer Republik. Hier wird seit 1772 gearbeitet.

Wen die 300jährige Geschichte des Betriebes interessiert, der ist haargenau goldrichtig in diesem Museum. Ein besonderes Schaustück ist eine Bronzeglocke mit Ebenholzträger aus China, die in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts gegossen wurde.

Unsere Frage: In welcher Stadt gibt es das alles zu sehen? Sagt euch der Name „Padola" etwas? So heißt die Stadt, wenn ihr die Buchstaben in die richtige Reihenfolge bringt. Schickt also eine Postkarte, mit der Lösung, an Redaktion „Frösi", Kennwort: Glocke, Postschließfach 37, Berlin, 1056.

Zeichnung: Jürgen Günther

TREPPAUF





Unser Chefredakteur hatte mich mal wieder zum Boten mit besonderer Verantwortung gemacht. Mit eurer Post und den Fragen an die Abgeordneten der Volkskammer auf Ansichtskarten, in Briefen und auf Postkarten eilte ich zur Volkskammer der DDR. Vier Treppen runter im Verlag, den Brief vom Chef vergessen, vier Treppen rauf, Brief geholt, vier Treppen runter, hin zur Volkskammer, fünf Treppen rauf – schnauf! Natürlich hätte ich mit dem Aufzug hoch und runter fahren können, aber es war keine Hand frei, um auf den Knopf zu drücken – bei der vielen Post!

Egal, euer Tüte steht ja im Training, und ich lande auch bald im Sekretariat bei Genossin Raasch. Sehen konnte mich keiner. Ich war nur ein schnaufender Postberg mit Beinen. Deshalb hörte ich ein besonders erstauntes: „Ja, bitte?" Ich schmetterte ein fröhliches „Guten Tag!" durch den Stapel.

Im Abgeordnetenkabinett rutschte mir alles aus den Händen und fiel kreuz und quer auf den Tisch. Da sollten die Zuschriften auch hin, aber „Schön ordentlich!" hatte unser Chef gesagt. Genosse Harry Hörold und Genossin Dr. Ilona Merkert nahmen mein Mißgeschick gelassen hin und boten mir sogar einen Sitzplatz an.

Da saß ich also vor eurem Postberg, und beide Genossen staunten nicht schlecht über die vielen Zuschriften, freuten sich über meinen Auftritt. Genossin Dr. Merkert sprach gleich darauf mit der Anmeldung, wo eine Jugendweihegruppe der „Clara-Zetkin-Oberschule" aus Leopoldshagen im Kreis Uckermünde wartete.

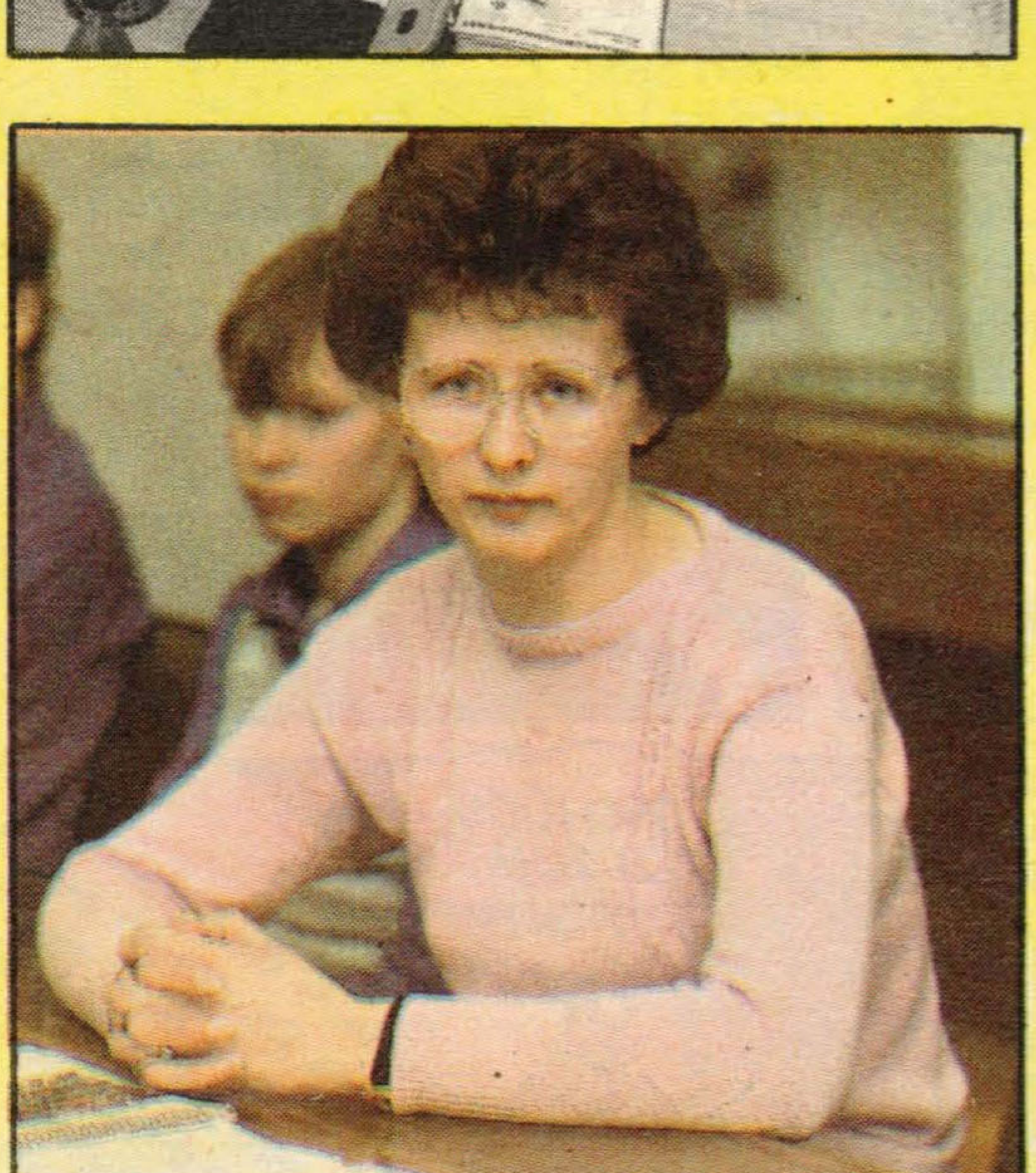
Genosse Hörold und ich schauten noch einmal auf den „Frösi"-Beitrag im Heft 3/87, und dann marschierte ich wieder los. Aber irgendwie kam ich mit den Türen durcheinander, und plötzlich stand ich mitten in der Jugendstunde. Genossin Petra Flemming, sie ist Nachfolgekandidat unserer Volkskammer, guckte mich fragend an. Doch Genossin Merkert sprang helfend ein: „Das ist Tüte von ‚Frösi'. Er hat uns gerade viel Post gebracht." Sie bat mich Platz zu nehmen, und so hatte ich wieder einmal Gelegenheit, mit Reporterohren ein Stück sozialistischer Demokratie zu erleben.

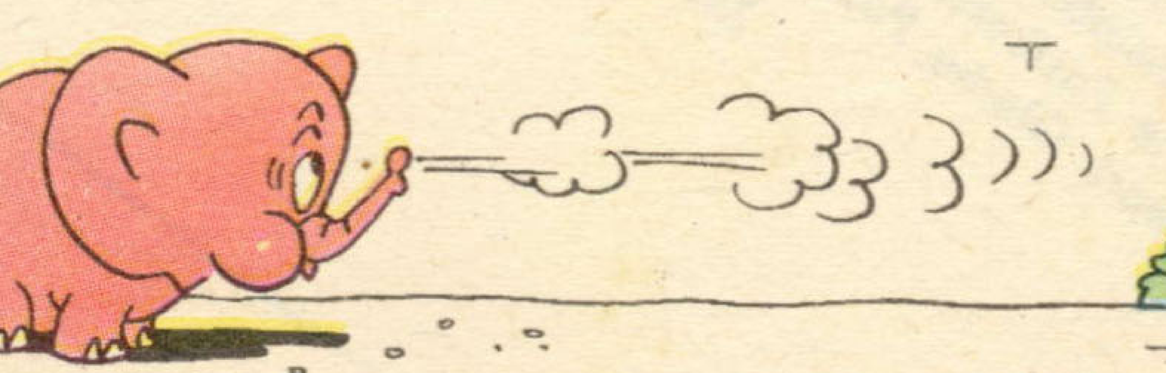
Doreen, Jeanette, Solveig, Ulf, Dorit, Katja und all die anderen FDJler waren neugierige Zuhörer. Deshalb stellten sie auch zur Sozialpolitik der

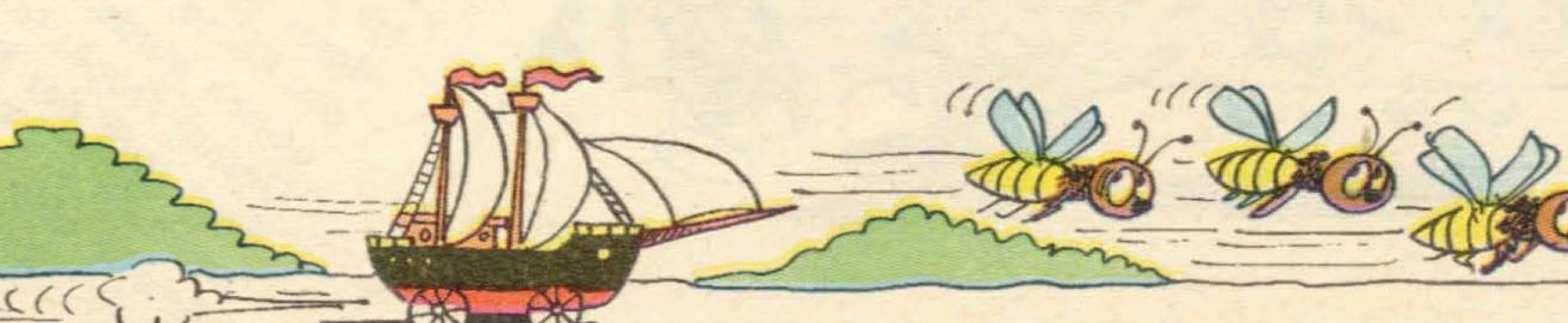


Zeichnungen:
Richard Hambach
Fotos: Horst Glocke









Zieh die Seite mal zurück,
immer nur ein kleines Stück.
Auf jedem Streifen ist ein Zeichen,
bis dahin muß die Seite reichen,

-TREPPAB



SED viele Fragen. Genossin Petra Flemming zeigte sich als sachkundiger Gesprächspartner. Immer wieder betonte sie, daß unsere Sozialpolitik, die in jede Familie hineinwirkt – sei es durch Kindergeld oder niedrige Mieten, durch den Wohnungsbau oder staatlich gestützte Fahrpreise, durch die Gesundheitsbetreuung oder die Ferienplätze – nur deshalb möglich ist, weil überall in unserem Land die Menschen fleißig arbeiten, denn jede Mark für die sozialpolitischen Maßnahmen muß erwirtschaftet werden.

Deshalb nahm Genossin Flemming den FDJ-Mitgliedern auch das Versprechen ab, daß sie sich durch ihre Leistungen in der Schule weiterhin auf ihren Platz im Leben gut vorbereiten.

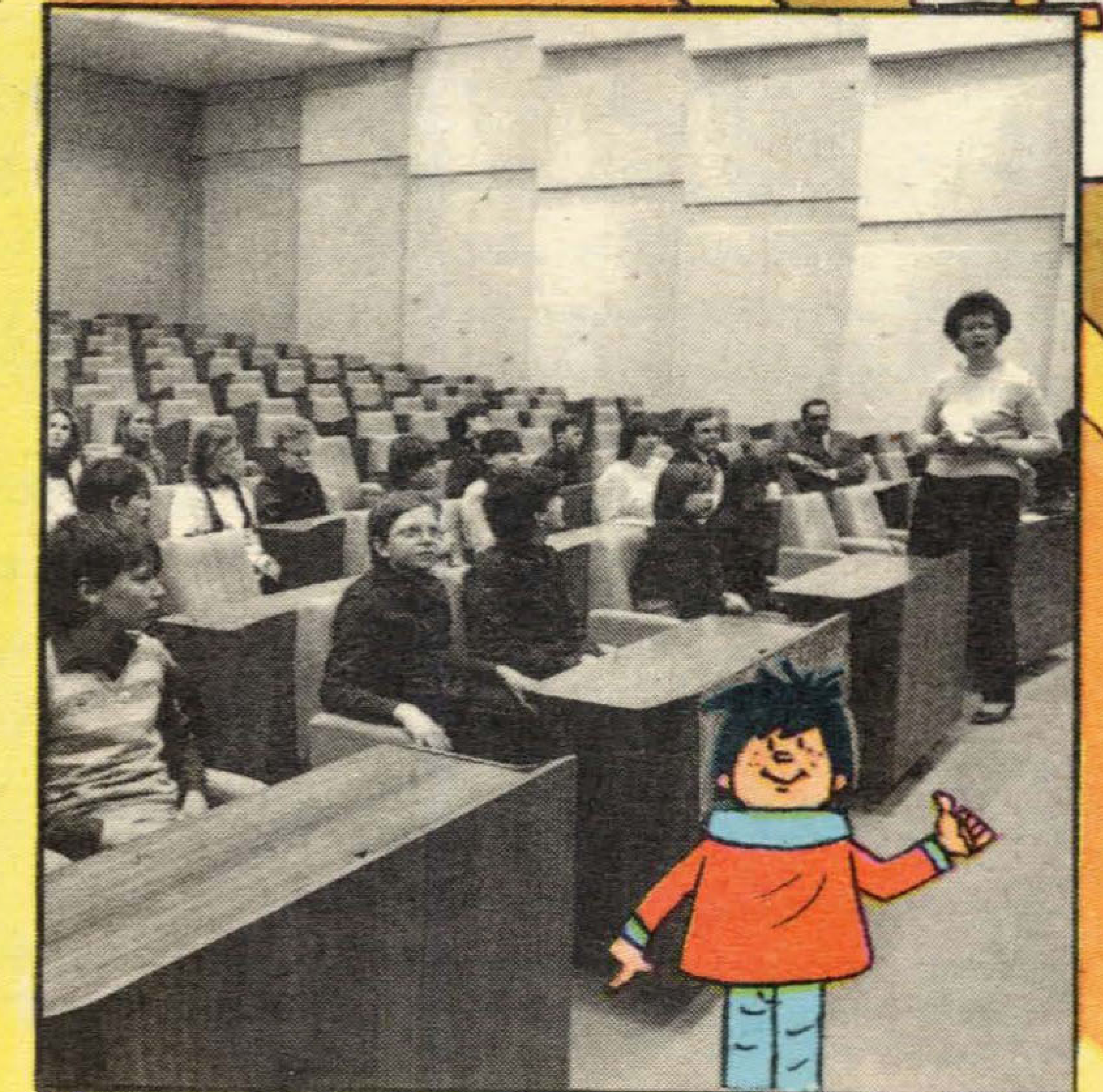
Dann lud sie auch mich zur Besichtigung des Plenarsaals ein. Genossin Petra Flemming ließ uns freie Platzwahl. Bei den Abgeordneten ist das natürlich ein bißchen anders. Jeder Abgeordnete hat immer den selben Sessel. Genossin Flemming, sie ist im Verfassungs- und Rechtsausschuß der Volkskammer tätig, arbeitet im Kombinat VEB NARVA „Rosa Luxemburg" als Lehrausbilderin. Nach Schule und Berufsausbildung hatte sie verschiedene FDJ-Funktionen, studierte dann und seit 1983 kümmert sie sich um die berufspraktische Ausbildung des NARVA-Nachwuchses.

Wir erfuhren, daß in der Volkskammer 15 Ausschüsse arbeiten. Hier werden zum Beispiel Gesetzesvorlagen beraten und schließlich für die Abstimmung vorbereitet.

Viel zu schnell verging die Zeit für die Jugendlichen, aber in der FDJ-Gruppe wird man sicher noch oft über den Besuch in der Volkskammer der DDR und die Begegnung mit Genossin Flemming sprechen. Ich machte mir natürlich auch so meine Gedanken, und auf der Treppe kam mir eine Idee: Schreibe doch deinem Tüte einmal, wie die Sozialpolitik der SED auch das Leben deiner Familie schöner macht.

Unsere Adresse: Redaktion „Frösi", Kennwort: Seht her – so ist es! Postschließfach 37, Berlin, 1056. 500 große und kleine Preise lege ich bereit und gebe das Versprechen ab, daß ich alle Zuschriften wieder höchstpersönlich in die Volkskammer schleppe!

Text: Walter Stohr/Frank Frenzel in Zusammenarbeit mit dem Sekretariat der Volkskammer der DDR



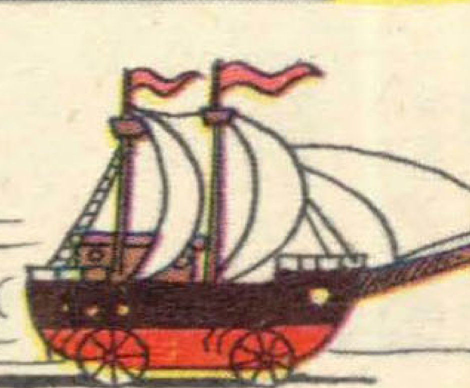




und es gibt im Handumdrehen
sehr Erstaunliches zu sehen.
Es ergänzt sich die Geschichte,
die ich euch per Bild berichte!



Text: Frank Frenzel
Zeichnungen: Horst Alisch



FERIEN IN KLEINKUNNEWITZ

„Hör' zu", sagte am Mittwoch die Bettina zu mir, „was hast'n in den letzten Sommerferien gemacht?"
Komische Frage. „Nischt!" murmelte ich vorsichtshalber.
„Und wo war das, wo du nischt gemacht hast?"
„Beim Onkel Helmut in Kleinkunnewitz", antwortete ich.
Hätte ich lieber beim Mondkalb auf der Milchstraße gesagt. Bei Kleinkunnewitz strahlte mich Bettina plötzlich so skeptisch mit ihren Plüschaugen an, daß mir ganz komisch wurde.

„Tütilein", flötete sie, „ich brauche dringend einen Beitrag für unser Gruppentagebuch. Was mit Natur und Tieren und so. Stichwort: Ferien auf dem Lande. Sagen wir – bis Montag. Einverstanden?" Ich war hingerissen. Ich nickte. Ich Dussel!
Erst als ich am Kugelschreiber kaute, ging mir ein Talglicht auf. Mann, hatte die mich eingewickelt, so richtig ausgetrickst. Aber ihr kennt ja euren Tüte. Der läßt sich nicht auf die Ohren trampeln. Also hab' ich zurückgetrickst. Lest bitte, was ich der Bettina am Montag in den Briefkasten gepfeffert habe:

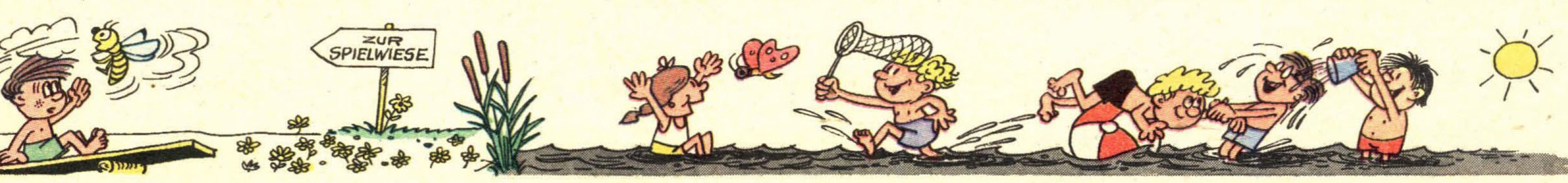
Liebe Betti! Hier mein Beitrag. Wie versprochen. Leider sind mir Natur und Tiere so'n klitzekleinbißchen durcheinander geraten. Tut mir furchtbar traurig. Ehrlich! Kannste ja korrigieren. Tüte

Mein Onkel Helmut wohnt in Kleinkunnewitz direkt am Waldrand. Überall stehen uralte Tannen mit riesigen Hängezapfen an den Zweigen. Und ringsrum lauter Natur. Morgens krähen die Hühner. Mittags wiehern die Kühe. Abends piepsen die Grillen. Onkel ~~Helm~~ Helmut hat auch zwei Schafe. Sie heißen MÄCKY, das ist der Bock, und BLÄCKY, das ist die Zicke. Voriges Jahr hat Bläcky zwei niedliche Frischlinge geworfen. Die hat der Onkel gegen eine Zibbe eingetauscht. Damit hat sein Ganter nun auch eine Frau. Der hat nämlich schon immerzu geblökt, der Ganter, weil er immer so alleine war.
Einmal sahen wir im schönen grünen Walde eine Wildschweinfamilie mit Nachwuchs. Die Bache ist gleich weggerannt. Die kleinen Welpen schnell hinterher. Bloß der ~~W~~ Rammler, der Wildschweinmann, der blieb. Er hat ganz doll wütend laut geröhrt und ist mit seinen Hörnern auf mich los. Hat mich aber nicht eingekriegt.
Auch Rehe haben wir gesehen. Zwei Ricken und einen Erpel. Der hatte ein mächtiges Geweih.
Das waren meine ~~Fern~~ Ferien. Ein Bericht für unser Gruppentagebuch. Aufgeschrieben von Tüte.

Text und Zeichnungen: Richard Hambach

Damit hat unser Dickus auch euch, liebe „Frösi"-Leser, wieder eine echte Ferienaufgabe gestellt. Schreibt ihm bitte, wieviel sachliche Fehler er in diesem seltsamen Bericht eingeschummelt hat. Tütes Anschrift ist ja gut bekannt. Redaktion „Frösi", Postschließfach 37, Berlin, 1056, Kennwort: Kleinkunnewitz. Tüte macht auch diesmal wieder eine große bunte Preiskiste für die Einsender richtiger Lösungen auf. Es lohnt sich also!







Täglich von drei Löwen und sechs Tigern umgeben, Abend für Abend im grellen Licht der Scheinwerfer stehend, kostümiert und immer lächelnd, unter dem Kostüm weder Kettenhemd noch Lederpanzer – so tritt sie in die Manege, lediglich mit einer kleinen Peitsche bewaffnet, die jedoch selten gebraucht wird. Marcella Coldam.

Sie hat ganz bewußt diesen Weg gewählt, weil die Arbeit mit Raubkatzen etwas Besonderes ist. Immer Auge in Auge mit jedem ihrer Lieblinge, begeistert sie ihr Publikum. Fast 15 Minuten steht diese junge Frau pro Vorstellung in der Manege. Minutiös läuft ihre Darbietung ab. Mustergültig ist ihre Manegenordnung. Die Löwen gehen nach vorn, ihre Tiger nach hinten ab. Nur auf die Kommandos ihrer mitunter sehr lauten und auch leisen Stimme verlassen sie die Postamente. Jetzt zahlt sie sich aus, die Beharrlichkeit ihrer unzähligen Proben.

DIE TIGERSCHAUKEL

Marcellas Raubtierdarbietung hat viele Glanz- und Höhepunkte. Beispielsweise schwingt sie sich mit erstaunlicher Kraft und Grazie auf den Rücken eines ihrer Wüstenkönige, nimmt kurzerhand im Mähnensattel Platz. Pascha, der Betroffene, läßt alles ganz geduldig über sich ergehen. Er ist nicht nur für diese Dressur wohlerzogen, auch ansonsten sehr zutraulich und Marcella wird kurzerhand zum Löwenjockey. Blumen und immer wieder Bravorufe erhält sie auch für ihre Tigerschaukel. Dabei pendelt Marcella für Minuten, meterhoch stehend hinter ihrem Lieblingstiger Rhani, über dem Manegenboden. Fauchend läßt dieser die Luftreise über sich ergehen. Was hier einfach nur verspielt aussieht, ist meisterhafte Raubtierdressur. In diesen Momenten sind Schweiß und Anstrengung vergessen. Vergessen sind die Ängste, die sie nach ihrem Unfall hatte. Es war bereits der dritte. Eine Löwenpranke hinterließ blutige Spuren an Hüfte und Handrükken – ein dramatischer Augenblick in ihrer Manegenarbeit. Mit viel Mut trennte sie die in sich verbissenen Widersacher, bekam am eigenen Leibe ihre unheimliche Kraft zu spüren. Zweifel überkamen sie, auch Überlegungen, besser mit der Manege Schluß zu machen. Marcella Coldam überwand sich selbst, machte weiter. Von alledem spürt der Zuschauer nichts, wenn er, wie gebannt, der selbstbewußten jungen Frau bei ihrer gefährlichen Arbeit zusieht.

Obwohl zum Gehorsam erzogen, werden die Raubkatzen nicht selten von Stimmungen und Launen beherrscht. Jederzeit kann ihr Temperament mit ihnen durchgehen. Unruhe bei ihren Tieren hat Marcella Coldam mehr als einmal erlebt. Schuld daran waren berstende Scheinwerfer, Hagelschauer, Donner und Sturmböen. In solchen mehr als kritischen Momenten hat ihr vor allem Gelassenheit geholfen, um die Raubtiere nicht noch mehr zu reizen.

Die ungewöhnliche Selbstbeherrschung und hohe Konzentrationsfähigkeit hat sie wohl von ihrem Vater, der kein geringerer als der berühmte Dompteur Hanno Coldam ist. In seine Fußstapfen ist sie nunmehr getreten und steht in diesem Jahr erstmalig mit eigenem Assistenten im Raubtierkäfig des Staatszirkus. Natürlich läßt sie ihr Vater bei allem Stolz nie so richtig aus den Augen, denn ihre Dressurleistungen sind auch ein Verdienst von ihm.

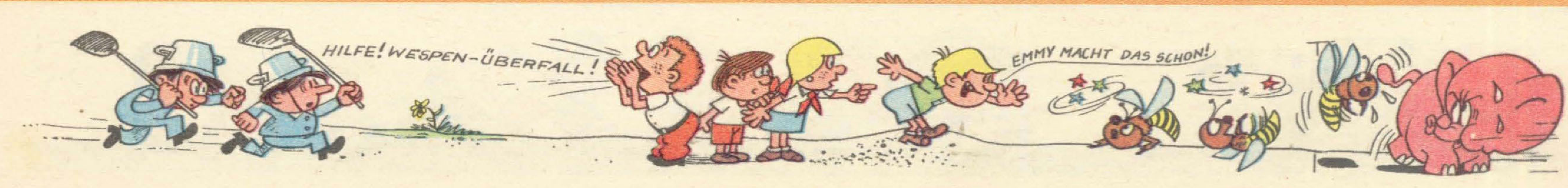
ZIRKUSLUFT

Marcella Coldam war als Pionier verantwortlich für alles Kulturelle in ihrer Pioniergruppe unter den besonderen Bedingungen einer Zirkusschule. In ihrer späteren Ausbildung als Tierpfleger fühlte sie sich für die Kultur in ihrer FDJ-Gruppe zuständig und organisierte neben Exkursionen und Foren so manchen gesellschaftlichen Höhepunkt, natürlich auch im Zirkus, denn Marcella und der Zirkus, das ist wie eine große Liebe. Wen wundert es eigentlich, wenn man, wie sie, im Wohnwagen groß geworden ist, immer die Manegenluft um sich. Vor Löwen und Tigern gehörte den Pferden ihre Sympathie. Marcella voltigierte hoch zu Roß. Noch heute erinnert sie sich gern daran. Auch ihren kurzen Ausflug zum Trapez hat sie noch nicht vergessen.

Pläne für die Zukunft und auch Träume hat sie selbstverständlich auch. Mit einem Geparden und einem Schneeleoparden würde sie schon gern arbeiten, denn das Publikum ist verwöhnt, will immer wieder etwas Neues in der Manege sehen.

Leider ist die große Familie der Raubtierdresseure nur im Winterquartier einmal so richtig für längere Zeit zusammen. Der Sommer verstreut sie schon wieder in alle Himmelsrichtungen, denn der Zirkus ist immer noch ein großes rollendes Abenteuer, zu dem man natürlich geboren sein muß – wie diese Marcella Coldam.

Text: Ralf Kegel
Fotos: Ulrich Ritter (1), Wolfgang Türk (1)





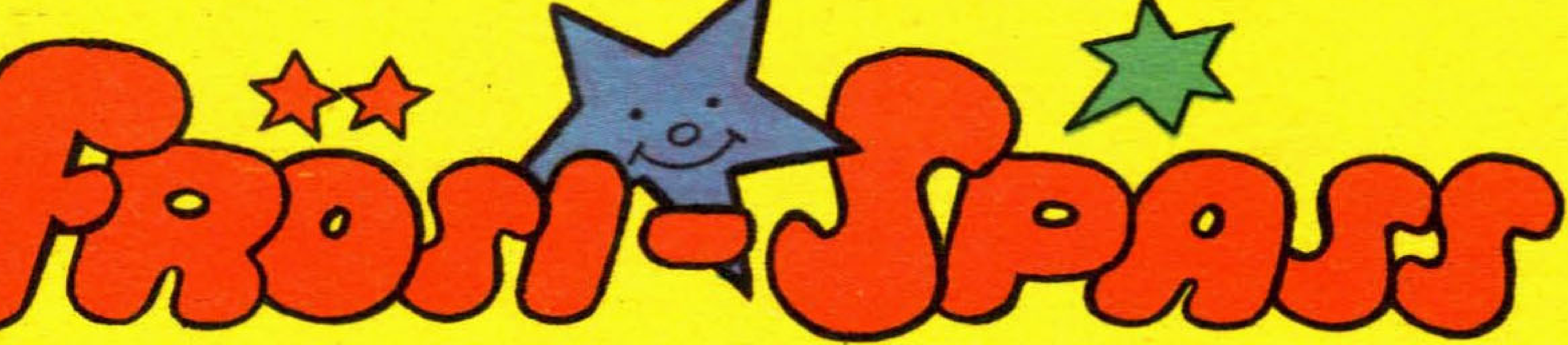












Erst einmal die Lampe vom Kopf ... könnte Koko zum Beispiel sagen. Aber mit seemännischer Sicherheit fällt euch eine lustigere Antwort ein. Und die schreibt ihr auf eine Postkarte! Schickt sie an Redaktion „Frösi", Kennwort: Drehstuhl, Postschließfach 37, Berlin, 1056. „Frösi"-Poster und Spezial-„Frösi"-Spaß-Aufkleber liegen bereit. Wie immer werden originelle Zuschriften veröffentlicht.

Einsendeschluß: 30. 8. 1987



Zeichnung: Horst Alisch

Gefragt



Diana Schmidt aus Schwerin, 2700, fragte:

Wo kommt das Wasser unter dem Wellenberg her?

Nur in Ruhe ist die Wasseroberfläche eben, weil alle Wassermoleküle den stabilsten Gleichgewichtszustand einnehmen wollen. Wirft man einen Stein ins Wasser, so gehen von der Einschlagstelle kreisförmige Wellen aus. Das Gleichgewicht ist gestört. Der in das Wasser eindringende Stein verdrängt es von dieser Stelle nach allen Seiten. Daher entsteht eine ringförmige Erhebung der Wasseroberfläche. Kurze Zeit danach ist der Stein zu Boden gesunken und aus der ringförmigen Erhebung schwappt das Wasser zurück, aber nur zum Teil, denn ein Teil ist inzwischen aus der Erhöhung nach außen abgeflossen. Alles geschieht auf Grund des Bestrebens der Wassermoleküle, wieder einen stabilen Gleichgewichtszustand einzunehmen. So pflanzt sich die Störung des Gleichgewichtszustandes fort. Es entstehen die sich kreisförmig nach außen ausbreitenden Wellen. Zwischen jedem Berg und Tal pendeln die Wassermoleküle hin und her. Diesen Vorgang kannst du in der Badewanne selber ausprobieren. So kommt das Wasser unter den Wellenberg. **Prof. Dr. Fritz Bernhard**

Was ist dran an dem Sprichwort „Keiner kann über seinen Schatten springen"? Kann man – oder nicht?

Das ist richtig. Keiner kann sich und seine Persönlichkeit grundlegend aufgeben und sich völlig verändern. Da fällt mir das Goethe-Wort ein: „Das Gesetz, nach dem Du angetreten ...". Aber es ist sehr wohl möglich, die Grenzen zu verschieben, die Anlagen sind zwar da, aber die äußeren Bedingungen – vor allem die gesellschaftlichen Aktivitäten, vielseitige Lebenstätigkeit, Freude am Leben – und nochmals Aktivität – das kann aus uns „einen anderen" machen ...

Bedingungen, Aktivitäten und die Lebenstätigkeit der einzelnen entscheiden sehr wesentlich, was aus diesen



sind Fragen

Zeichnungen: Joachim Arfert/
Winfried Warmke
Repros: Hilmar Schubert

Anlagen gemacht wird. Und da besitzen wir eine große Chance. Es liegt also ganz wesentlich an jedem was aus ihm wird!

Dr. med. Dipl.-Psych. Dieter Seefeldt



Marion Kamphoff, Leuna, 4220

Werden Menschen einmal auf der Venus landen können?

Ich denke, Menschen werden überhaupt nicht auf der Venus landen, denn einem solchen Unternehmen stehen große Schwierigkeiten im Wege. Die Temperaturen betragen dort etwa 500 Grad Celsius und der Druck ist etwa hundertmal so groß wie hier auf der Erde. Die sowjetischen Landekapseln, die uns Meßdaten und Bilder von der Venus funkten, waren deshalb immer nur verhältnismäßig kurze Zeit in Betrieb, ehe sie von den extremen Bedingungen der „Gluthülle" zerstört wurden. Die Venusforschung wird daher sicherlich auch in Zukunft den unbemannten Raumfahrtunternehmen vorbehalten bleiben.

M. Hempel, Eilenburg, 7280

Wie viele Sternbilder gibt es am Himmel?

Die von den Menschen erfundenen Sternbilder haben eine lange Geschichte. Auch ihre Zahl war nicht immer dieselbe. Im 18. und 19. Jahrhundert wurden viele neue Sternbilder zu den aus der griechischen Antike bereits überlieferten hinzuerfunden. Das machte den Himmel ganz unübersichtlich und so haben sich die Astronomen im 20. Jahrhundert auf eine bestimmte Anzahl von Sternbildern geeinigt. Deshalb gibt es heute am nördlichen und südlichen Sternhimmel zusammengenommen 88 Sternbilder.

Annett Kraske, Plauen, 9900

Was ist ein Astronom?

Ein Astronom ist ein Wissenschaftler. Er erforscht das Weltall mit seinen Planeten, Sternen, leuchtenden und dunklen Gas- und Staubwolken, fernen Sternsystemen, kurz: alles, was wir im Weltall kennen. Natürlich kann in unserer Zeit nicht ein einzelner Astronom alles erforschen. Wie die Vertreter anderer Wissenschaften, z. B. Physik, Biologie oder Geographie, sind auch die Astronomen spezialisiert. Manche beschäftigen sich nur mit den Planeten, andere wieder nur mit Sternen und wieder andere nur mit ganz bestimmten Arten von Sternen. Seit vielen Jahrtausenden gibt es Menschen, die sich mit solchen Forschungen beschäftigen. Durch diese über lange Zeiten und alle Länder hinweg ausgeführten wissenschaftlichen Untersuchungen haben wir heute einen guten Einblick in die Gesetzmäßigkeiten des Weltalls. Natürlich gibt es auch noch viele Geheimnisse und ungeklärte Probleme; deshalb werden die Astronomen auch in Zukunft viel zu tun haben.

Ronny Löser, Storkow, 1233

Wie ist die Milchstraße zu ihrem Namen gekommen?

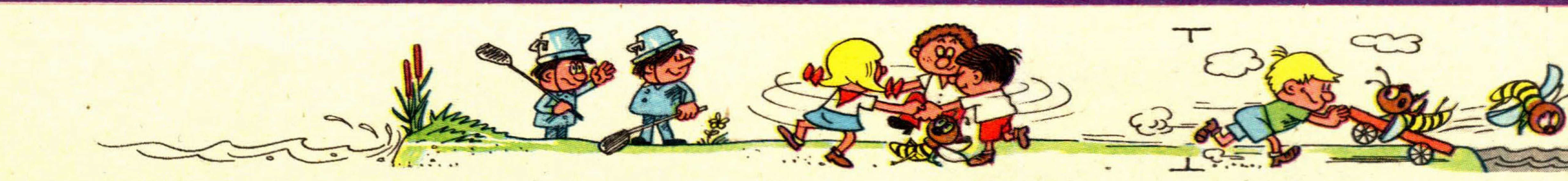
Diese Frage ist sehr berechtigt, denn mit einer „Straße" aus „Milch" hat die Milchstraße wirklich nichts zu tun. Schon ein kleines Fernrohr, wie z. B. ein Feldstecher, läßt uns erkennen, daß die Milchstraße aus vielen lichtschwachen Sternen besteht. Sie erstreckt sich wie ein Band um den ganzen Himmel und ist von Sternen, die zum überwiegenden Teil sehr weit entfernt sind, dicht besetzt. Im alten Griechenland, als man dies noch nicht wußte, hat man aber vielen Erscheinungen und Gegenständen am Himmel, den Sternen und Sterngruppen, gern Namen gegeben. Sie hatten meist etwas mit den Märchen und Legenden der Griechen zu tun, die wir auch als Mythen bezeichnen. Mit der Milchstraße hat es nun folgende Bewandtnis: Die Göttermutter Hera lag schlafend im Olymp, dem „Wohnsitz" der Götter. Da wurde Herkules heimlich zum Olymp gebracht, damit er – der Neugeborene – von der Brust der Göttin trinken sollte, um unsterblich zu werden. Hera erwachte aber und stieß das Kind zurück. Dabei strömte die göttliche Milch über den ganzen Himmel und bildete die Milchstraße.

Hans Grunert, Dorna, 4601

Wie lange existiert die Sonne noch?

Unsere Sonne, Quelle und Erhalterin des Lebens auf der Erde, ist ein gewaltiger kosmischer Feuerofen, der die Energie durch einen Vorgang freisetzt, den wir Kernfusion nennen. Dabei werden unter Umwandlung von vergleichsweise wenig Masse enorme Energiemengen freigesetzt. Deshalb kann die Sonne sehr lange leben, ohne sich äußerlich zu verändern. Die Erkenntnisse der modernen Astrophysik lehren uns, daß die Sonne schon seit etwa 5 Milliarden, d. h. seit 5 000 mal 1 000 mal 1 000 Jahren existiert. Etwa noch einmal so lange kann sie nach unseren Erkenntnissen ihre lebenserhaltende Energie in den Kosmos und damit auch zur Erde abstrahlen. Bedenken wir, daß es Menschen auf unserem Planeten erst seit einigen Millionen Jahren, d. h. seit einigen 1 000 mal 1 000 Jahren gibt, unsere Sonne also mindestens 1 000 mal länger existiert als die Menschen, so erkennen wir, daß die Sonne uns eine lange Zukunft ermöglicht. Diese Chance sollten wir Menschen nutzen, indem wir die Gefahren beseitigen, die dieser langen Zukunft des Menschengeschlechts im Wege stehen.

Alle astronomischen Fragen beantwortete
Prof. Dr. sc. Dieter B. Herrmann



»Die Musik der Farben«

Zum Bild des Monats



Marc Chagall „Champs de Mars", 1954–55

Bernd Wolff, Kunsterzieher und Kinderbuchautor, erzählt über Marc Chagall:

Als Marc Chagall aufwuchs, damals in Witebsk, war das alles um ihn: die beständig nach Heringslake riechenden derben und zärtlichen Hände des Vaters, der schwere Kerzenrauch des Leuchters an den Feiertagen, die lehmigen Straßen des Städtchens mit Holzplanken und grünen oder violetten Bauernhäusern und Fliederbüschen, Kühe und Ziegen und Hähne und das unverdrossen trottende Pferdchen des Onkels, der in der Umgebung Vieh aufkaufte und mitunter die Fiedel spielte. Abends das raunende Gemurmel der in ihre Gebetsmäntel gehüllten Männer und das Gewisper der acht Geschwister, die sich scheu in der Ecke drängten. Der Mond über den Dächern, der sich in den kräuselnden Fluten der Düna spiegelte. Marc nahm diese Eindrücke in sich auf wie den Geschmack des feuchten krümeligen Brotes und der Zwiebeln. Er wuchs davon. Aber er wäre daran erstickt, hätte er ihnen nicht Gestalt geben können: Er zeichnete.

*

Marc schlug sich mit seinen Erinnerungen herum – erst bei einem Maler in Witebsk, dann in Petersburg. Er hungerte und malte. Er malte hungernd. Er hungerte nach dem Malen. Ein Kunstliebhaber entdeckte seine ungewöhnliche Begabung und schickte ihn zum Studium nach Paris. Dort fand er neue Freunde, aber in seine Bilder legte er all seine Sehnsüchte nach Rußland. Er malte seine Gefühle ungezügelt. Wie sie aus seiner Brust brachen, so flatterten sie über die Leinwände, sich verströmend wie das Lied des Fiedlers auf dem Dach. Er kehrte zurück und heiratete Bella, das Mädchen mit den großen ernsten Märchenaugen, die sechs Jahre auf ihn gewartet hatte.

*

Das Kostbarste, was er besaß, waren seine Liebe und seine Kunst. Nur wenn er liebte und wenn er malte, verspürte er das Glück der Übereinstimmung mit der Welt, das harmonische Zusammenleben aller – Menschen und Tiere. Dann war ihm, als flöge er hoch am Himmel, löste sich von der Befangenheit und Schwere des Alltags. Dann vernahm er die Musik der Farben. Die schöne Geliebte umarmend, ritt er auf einem Schimmel mit Geige und Rosen hoch über allem dahin, und alles war trotzdem bei ihm: die Musikanten, die Häuser, die Tiere, die Menschen, der Mond.

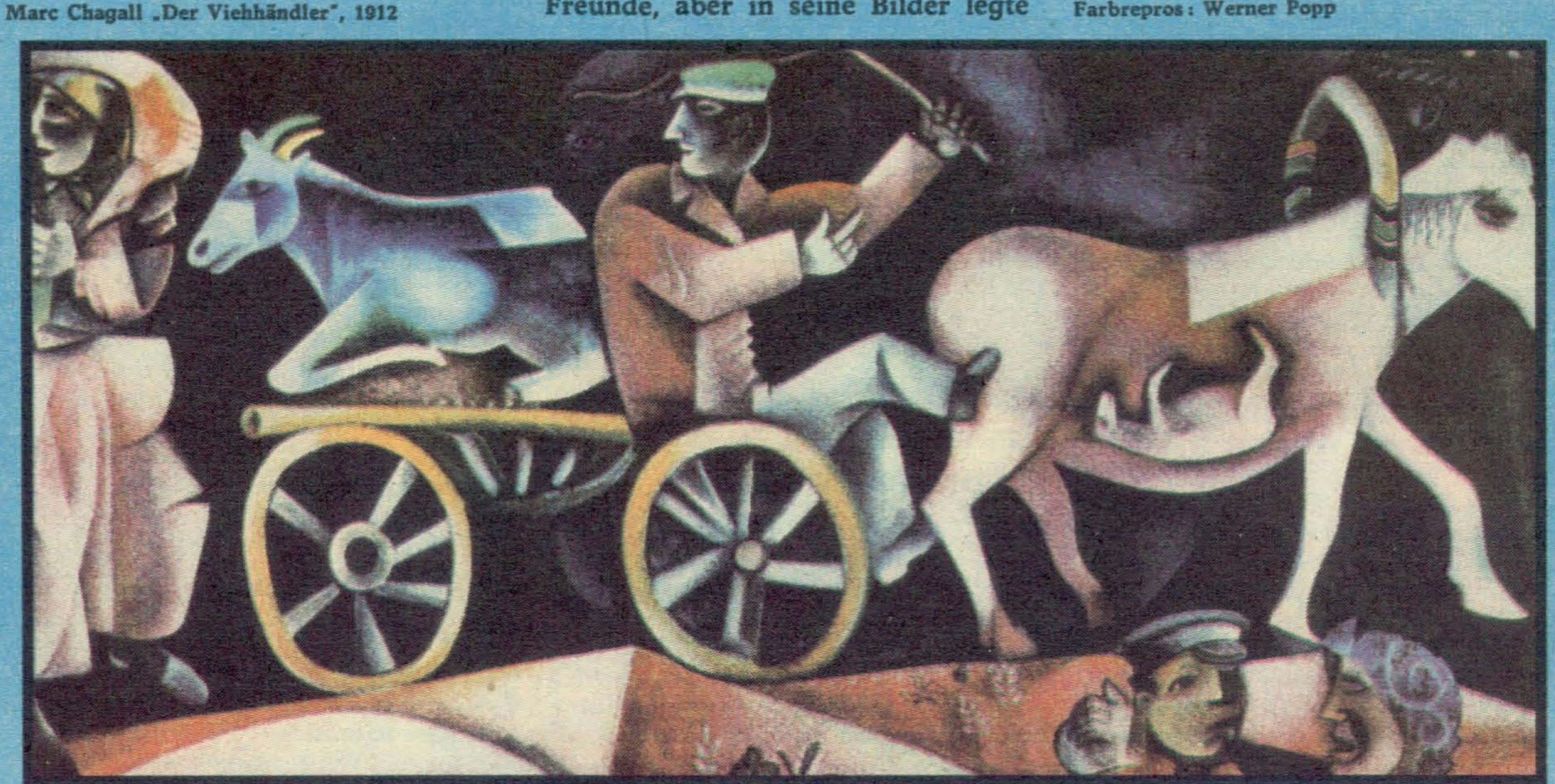
*

Am 7. Juli 1987 wäre Marc Chagall 100 Jahre alt geworden. Er hinterließ ein großes Werk. Seine bevorzugten Themen waren die phantasievolle, poetische und zugleich realistische Schilderung des Lebens der armen jüdischen Bevölkerung im zaristischen Rußland, Pariser Straßenszenen, französische Landschaften, Blumenstilleben, schwebende Liebespaare, Artisten und Akrobaten, aber auch Kreuzigungsszenen, in denen er die Verfolgung seiner Landsleute, der Juden, durch die Faschisten und die Massenmorde der faschistischen Eindringlinge in der Sowjetunion anprangerte.
Chagalls Kuntwerke sind heute in Galerien und Museen der ganzen Welt zu sehen.

Farbrepros: Werner Popp

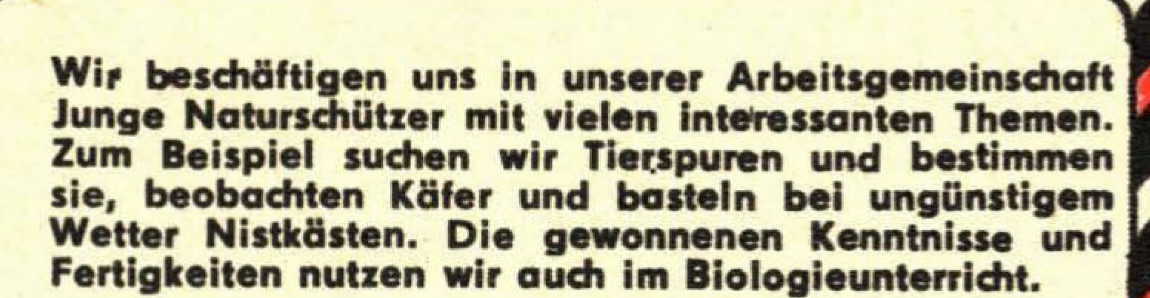
„Dieser Mann hat sein Leben damit verbracht, sein Leben zu malen", sagte der Schriftsteller Louis Aragon über den Maler Marc Chagall. Wer war Chagall?
Einige wichtige Stationen in seinem Leben sind:
1887 in Witebsk im zaristischen Rußland geboren – mit 23 Jahren Kunststudium in Paris – ab 1914 wieder in Rußland – schloß sich 1917 begeistert der Oktoberrevolution an und wurde zum Kommissar der Bildenden Künste in Witebsk ernannt – gründete eine freie Malschule und schuf Bühnenbilder für das Jüdische Theater in Moskau – 1923 kurzer Aufenthalt in Berlin – danach wieder Paris – illustrierte meisterhaft das Buch „Die toten Seelen" von Gogol, Fabeln, Lyrik, später die Bibel – unternahm mehrere Reisen, u. a. nach Holland, England, Spanien, Polen und Italien – 1941 Flucht mit seiner Familie und allen seinen Bildern vor den faschistischen Okkupanten nach den USA – 1948 Rückkehr nach Frankreich – Gemälde, Zeichnungen, Radierungen, Keramik-Arbeiten, Stein-Skulpturen, Wandbilder, Deckengemälde und Glasfenster mit unterschiedlicher Thematik entstanden – mehrere Ausstellungen – 1973 Reise nach Moskau zur Eröffnung der Chagall-Ausstellung in der Staatlichen Tretjakow-Galerie – arbeitete bis zu seinem Lebensende im südfranzösischen Vence – Chagall starb 1985 mit 97 Jahren.

Marc Chagall „Der Viehhändler", 1912



NICHT VOM STEG SPRINGEN!

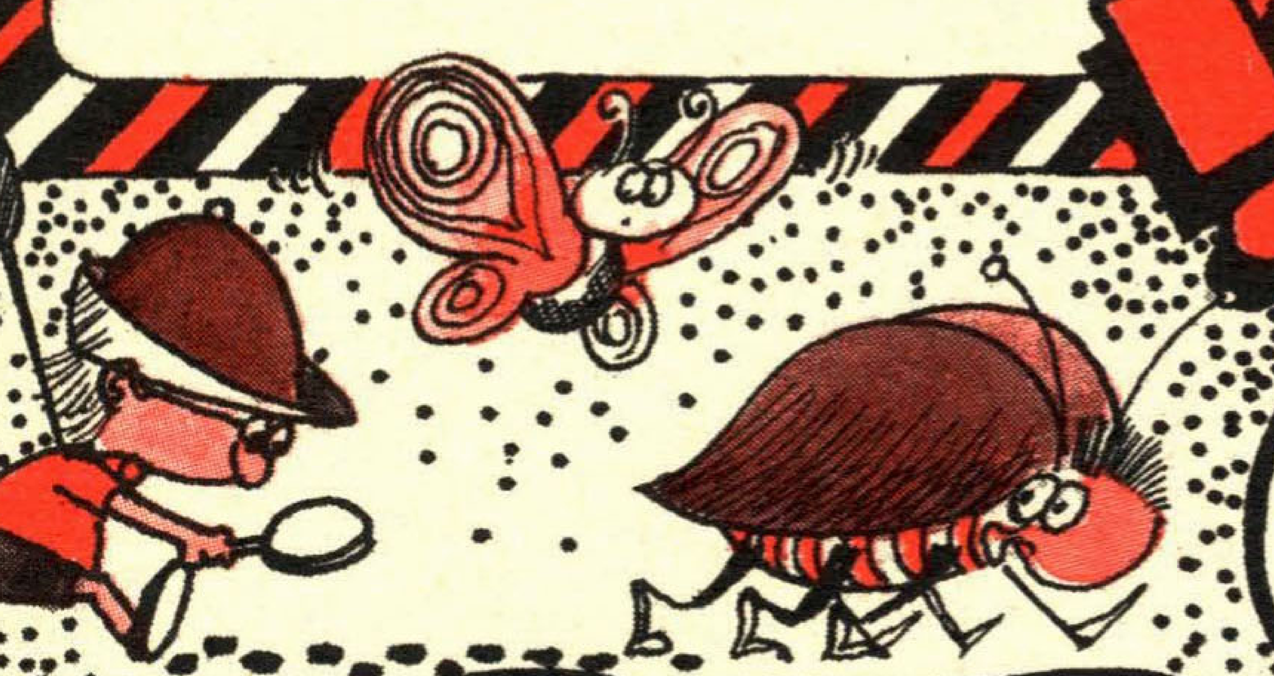
MEINE STARKE SEITE



Wir beschäftigen uns in unserer Arbeitsgemeinschaft Junge Naturschützer mit vielen interessanten Themen. Zum Beispiel suchen wir Tierspuren und bestimmen sie, beobachten Käfer und basteln bei ungünstigem Wetter Nistkästen. Die gewonnenen Kenntnisse und Fertigkeiten nutzen wir auch im Biologieunterricht.

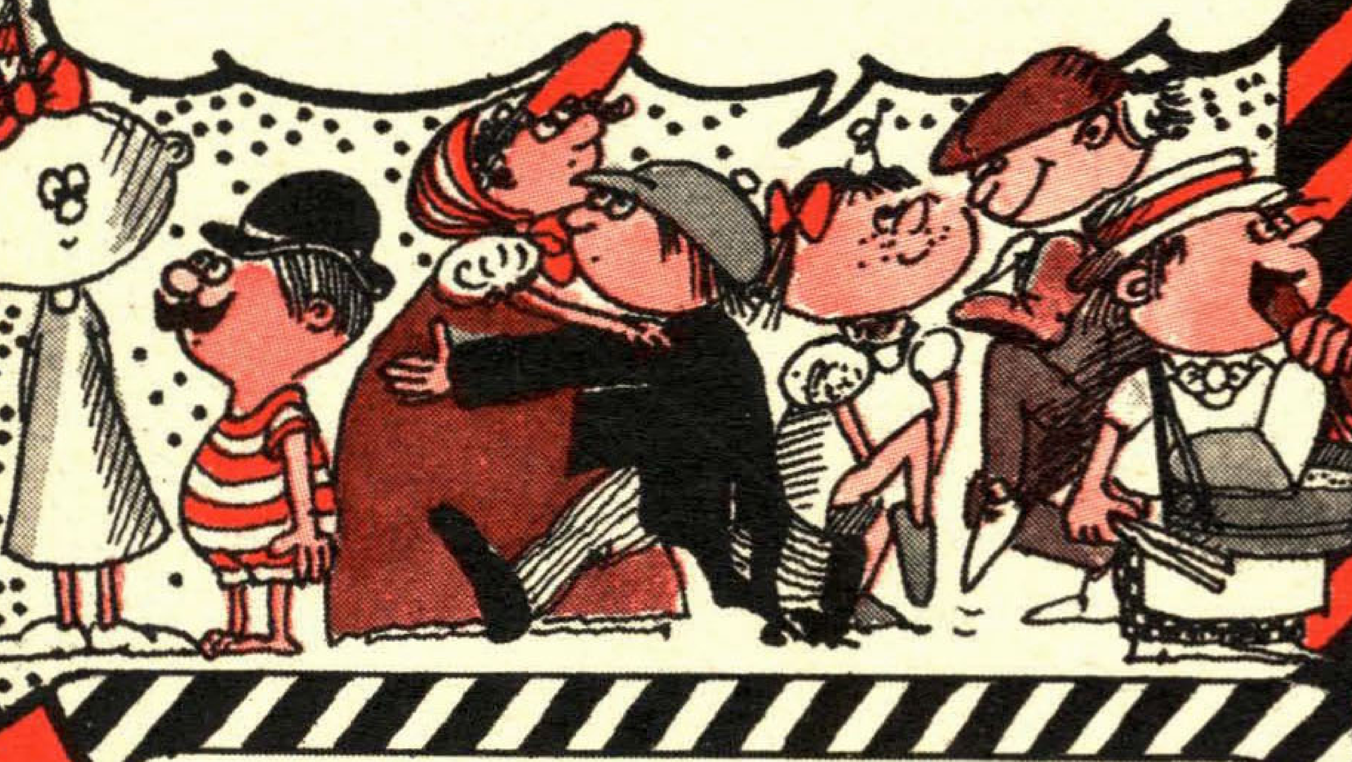
Mike Deckert, Strasburg, 2150

In welcher Arbeitsgemeinschaft bist du aktiv? Welche originelle oder ungewöhnliche Lieblings-Freizeitbeschäftigung hast du? Schreib an Redaktion „Frösi", „Meine starke Seite", Postschließfach 43, Berlin, 1026.



In diesem Jahr, in dem Berlin 750 Jahre alt wird, wollen auch wir dieses Ereignis feierlich begehen. Wir fertigten eine Wandzeitung über das alte und neue Berlin an. Gleich nach den Ferien feiern wir einen „Altberliner Ball". Eine Pionierbar, eine Scherztombola, ein Standesamt und eine kleine Zille-Ausstellung bereiten wir für diesen Tag vor.

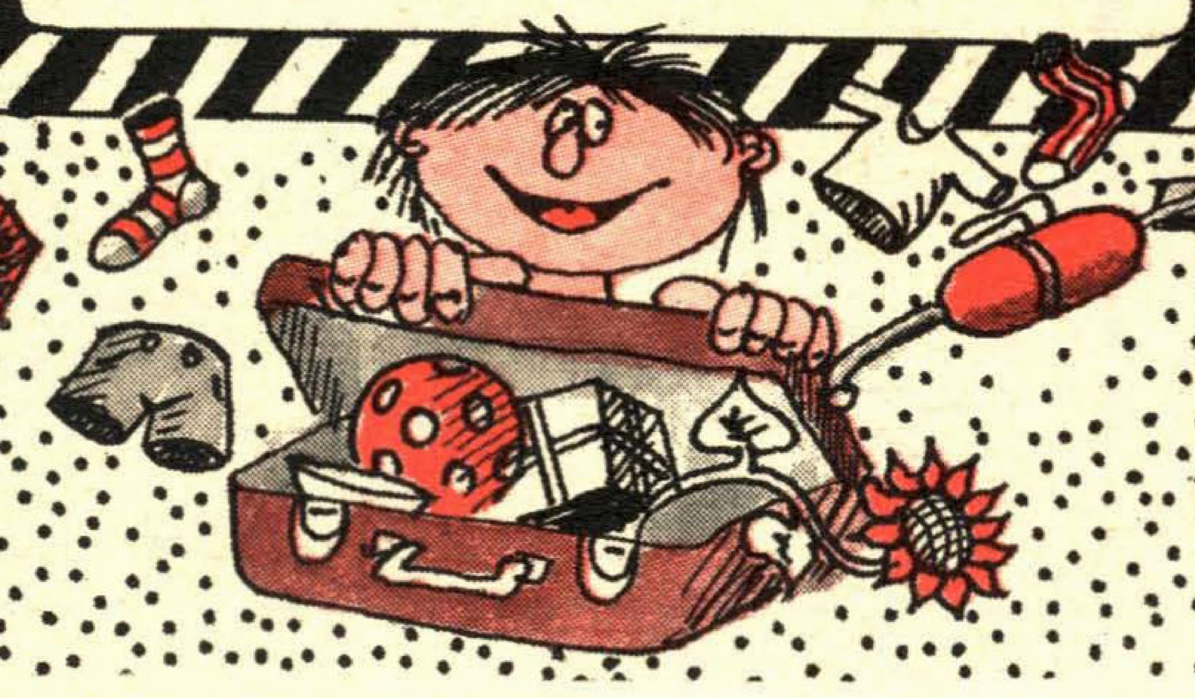
Pioniere der Maurice-Thorez-Oberschule Brandenburg, 1800



Merkspiel für Schnelldenker

Einer aus der Gruppe beginnt: „Ich packe meinen Koffer und lege hinein ein Hemd." Der nächste wiederholt den ganzen Satz und fügt dem Hemd einen weiteren Gegenstand hinzu. So folgt einer dem anderen, die Aufzählung wird immer länger. Wer etwas durcheinanderbringt, muß ausscheiden.

... oder mit ungepacktem Koffer auf die Reise gehen.



Nachnutzung

Schüler, die sich für die Naturwissenschaften interessieren, bereiten mit den Fachlehrern Experimente, Quiz und Wissensstraßen vor. Am „Tag des Lernfestes" können alle Schüler die Fachkabinette besuchen und selbst Versuche durchführen. Wer beim Quiz die Fragen richtig beantwortet, bekommt natürlich einen Preis. Auch in Sachen Verkehrs- und Gesundheitserziehung kann man sich spielend Wissen aneignen. Anregung für das Lernfest brachten die Teilnehmer unserer Pionierfreundschaft vom „Zentralen Fest des Lernens" in Berlin mit.

Ines Thierbach, Annaberg-Buchholz, 9300

Habt ihr auch Lernfest-Erfahrung?

Gemeinsam mit meinem Vati erkundeten wir mit Schnorchel, Taucherbrille und Schwimmflossen den Uferbereich der Müritz. Unsere Funde waren große Muscheln, Krebse, Fische, Algen, Schlingpflanzen und auch lebende Muscheln.

Sabine Bittrich, Leipzig, 7010

Da ich gern einmal reiten wollte, durfte ich mich auf unser großes Schwein setzen. Ich erschrak, als es sofort mit großem Tempo zu laufen begann. Um nicht herunterzufallen, mußte ich mich toll festhalten. Noch heute lachen Oma und ich über meinen Schweineritt.

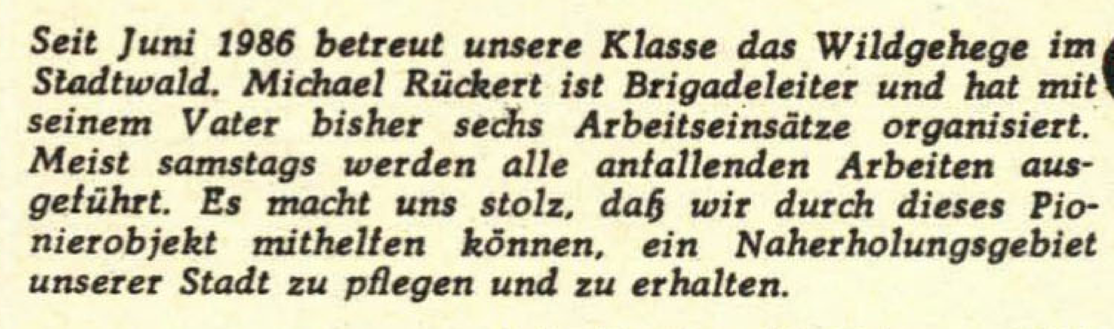
Verena Tietz, Grimmen, 2320

Und wie geht's dem Schwein?

Zeichnungen: Andreas Strozyk
Redaktion: Annette Schlegel

Zur Rätekonferenz in der Pionierrepublik „Wilhelm Pieck" überreichten wir dem Vorsitzenden unserer Pionierorganisation, Wilfried Poßner, 1 000 selbstgebastelte Friedenskraniche. Später sprach ein Arbeiterveteran auf einem Appell über unseren ersten Präsidenten Wilhelm Pieck.

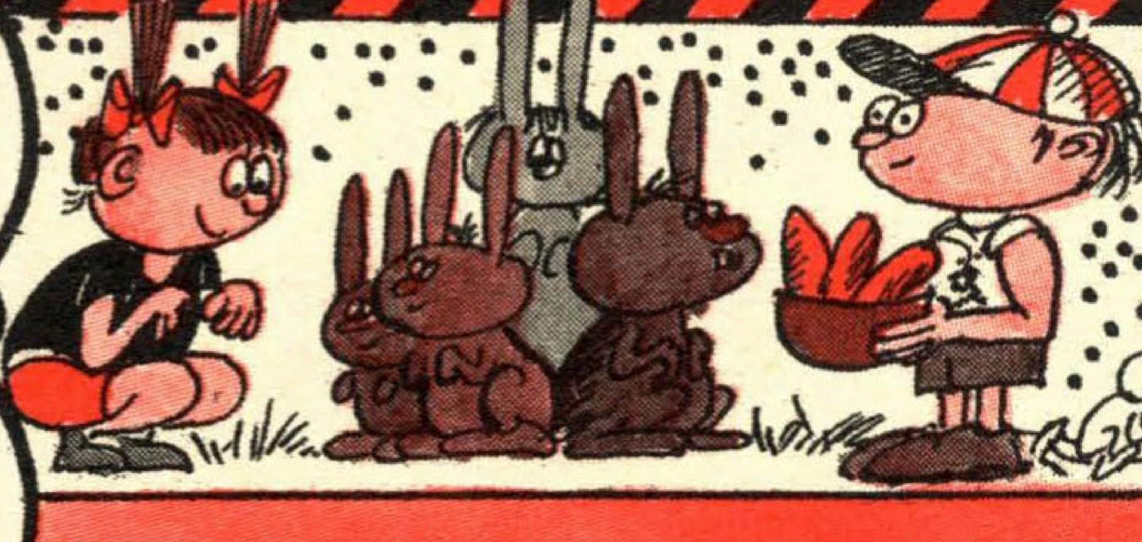
Anja Saß, Rostock 25, 2520, „Frösi"-Korrespondent



Seit Juni 1986 betreut unsere Klasse das Wildgehege im Stadtwald. Michael Rückert ist Brigadeleiter und hat mit seinem Vater bisher sechs Arbeitseinsätze organisiert. Meist samstags werden alle anfallenden Arbeiten ausgeführt. Es macht uns stolz, daß wir durch dieses Pionierobjekt mithelfen können, ein Naherholungsgebiet unserer Stadt zu pflegen und zu erhalten.

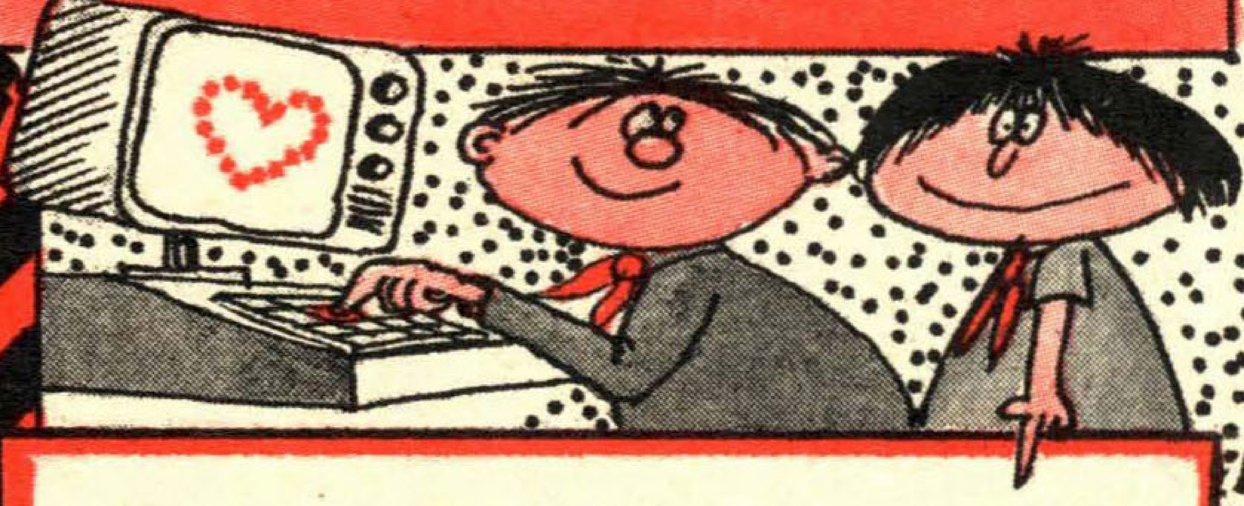
Anke Puttkowski, Grimma, 7240

Ein „Frösi"-Tusch für alle fleißigen Pioniere! Und schreibt uns über eure Pionierobjekte.



Ich bin Mitglied im Kreisklub Köpenick. Seit kurzem arbeiten wir auch mit Computern. Die Idee von „Frösi", Minihefte über Computer zu gestalten, gefällt mir. In den Heften ist alles sehr ausführlich und verständlich erklärt. Sie werden mir als Merkheftchen sehr nützlich sein.

T. Rohloff, Berlin, 1160

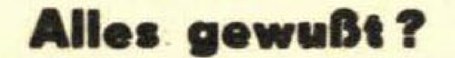


Und unserem Tüte brummt von euren Tausenden Zuschriften immer noch der Kopf! Trotzdem hat er sich über jede Karte und jeden Brief riesig gefreut. Dankeschön!

Sportler unserer Heinrich-Rau-Oberschule nahmen an der Kinder- und Jugendspartakiade des Bezirkes Potsdam teil. So waren im Rollschuhlauf neun Schüler erfolgreich.

Ulrike Knurbien, Lindenberg, 1921

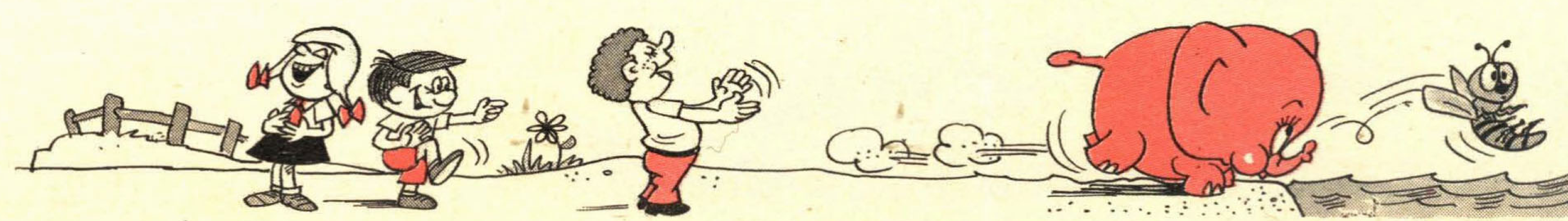
„Treibt Sport und lebt gesund!" steht im Pionierauftrag. Wie hältst du es damit?

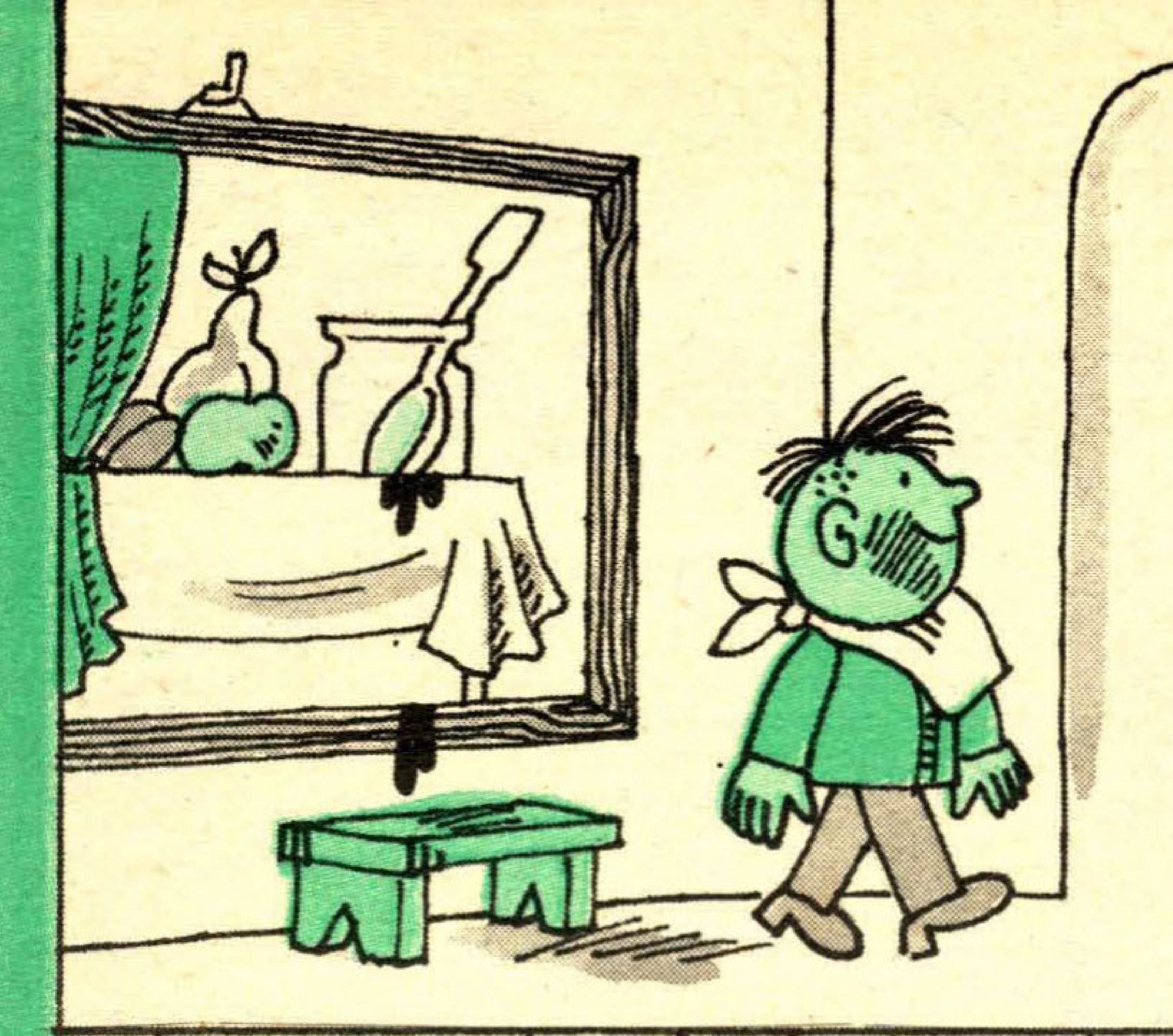


Alles gewußt?

Heft 4/87: Kennwort: Saline
Auflösung: Halle

Heft 5/87: Kennwort Biberpost
Auflösung: Eisvogel – Fliegender Edelstein
Kennwort: Sonderausstellung
Auflösung: Karl-Marx-Stadt

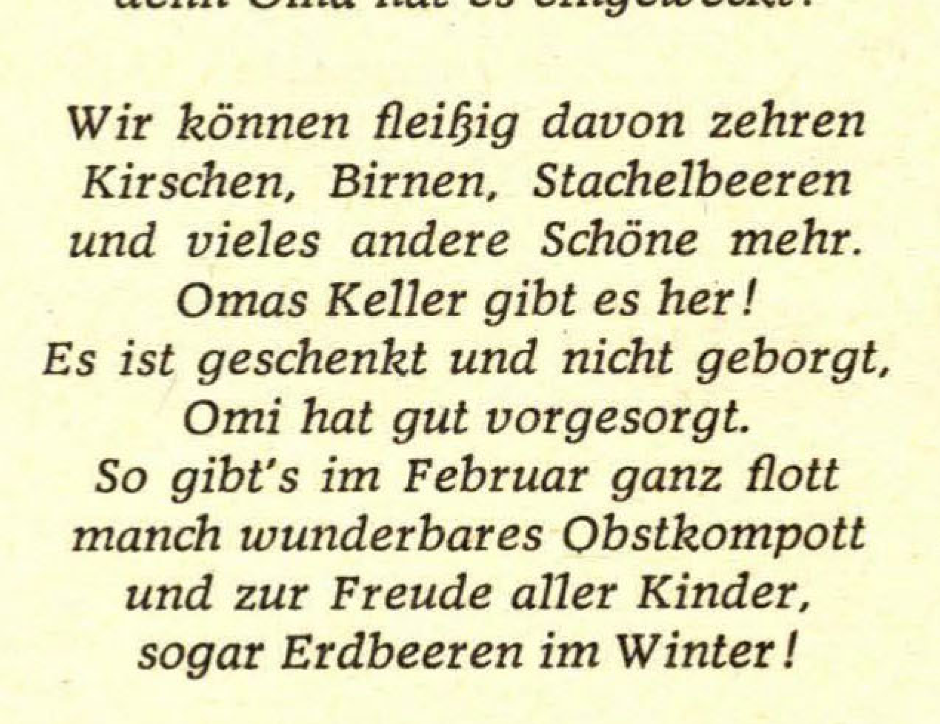












EINGEWECKTES

Wenn in der kalten Jahreszeit
auf dem Acker und im Garten,
alles frostig und verschneit,
brauchen wir trotzdem nicht warten,
um uns an gutem Obst zu laben,
weil wir was in den Gläsern haben,
das uns ganz besonders schmeckt –
denn Oma hat es eingeweckt!

Wir können fleißig davon zehren
Kirschen, Birnen, Stachelbeeren
und vieles andere Schöne mehr.
Omas Keller gibt es her!
Es ist geschenkt und nicht geborgt,
Omi hat gut vorgesorgt.
So gibt's im Februar ganz flott
manch wunderbares Obstkompott
und zur Freude aller Kinder,
sogar Erdbeeren im Winter!

Wie sagt doch unsere Korbine:
Wichtig sind die Vitamine,
besonders in der Jahreszeit,
wo nichts blüht und nichts gedeiht!
Oma hat das längst entdeckt
und beizeiten eingeweckt!

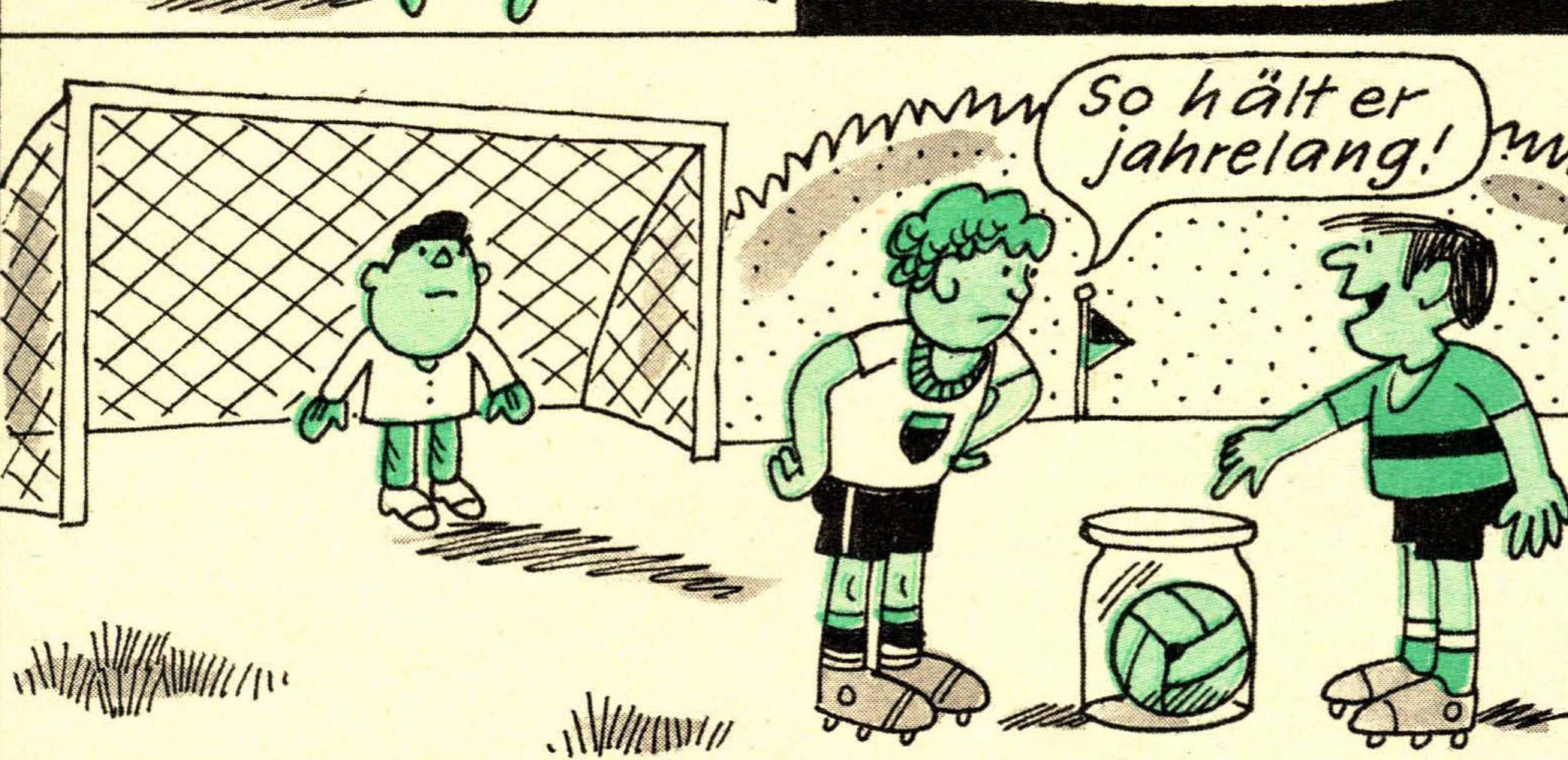
Hans-Joachim Könau

VOM LETZTEN WINTER!

Zeichnungen: Horst Schrade













Bekenntnis und Tat

An einem späten Vormittag, am 23. August vor 35 Jahren, erfuhr Gisela Feihe, die heute Gisela Wessely heißt, daß sie das feierliche Gelöbnis zum 1. Pioniertreffen in Dresden sprechen sollte. Es war der Morgen des vorletzten Tages und Gisela war als aktiver Pionier Delegierte aus Beeskow und bereits voller Erlebnisse. Ein FDJler drückte ihr den Gelöbnistext in die Hand, der noch stark nach Druckfarbe roch. Auf einer nahen Bordsteinkante bei den Brühlschen Terrassen las sie ihn erstmals halblaut und wenig später probte sie vor den Mikrophonen. Jener Augustabend auf dem Dresdener Theaterplatz sah eine innerlich erregte, doch ruhig wirkende Gisela Feihe. Sie gelobte, vor Tausenden dicht gedrängter Pioniere, treu der Sache Ernst Thälmanns zu dienen, die Heimat zu schützen und den Sozialismus aufzubauen. Sie erlebte, wie die Partei das rote Ehrenbanner mit den Bildnissen von Ernst Thälmann und Wilhelm Pieck übergab und der Pionierorganisation den verpflichtenden Namen „Ernst Thälmann" verlieh. „Frösi" besuchte Genossin Gisela Wessely, die sich begeistert an jene Stunden erinnert.

FRÖSI:
Gisela, heute nach 35 Jahren bist Du ja nun schon bald so etwas wie ein „Pionierveteran". Wie ist Dein Lebensweg verlaufen?

GISELA WESSELY:
Damals war ich Freundschaftsratsvorsitzende an meiner Beeskower Schule, dann FDJ-Sekretär in der Oberschule. Ich habe in Leipzig an der Karl-Marx-Universität Geschichte studiert und in Halle meinen Doktor gemacht. Heute lebe ich in Köthen und bin dort Dozentin an der Pädagogischen Hochschule. Darüber hinaus kümmere ich mich als Stadtverordnete um die Sorgen und Probleme der Bürger.

FRÖSI:
Beim Sprechen des Gelöbnisses – was hast Du empfunden in diesen Minuten?

GISELA WESSELY:
Während ich das Gelöbnis sprach, war ich innerlich so begeistert und fest davon überzeugt, daß wir das Vertrauen der Partei haben und daß wir Pioniere sie nie enttäuschen werden. Ich spürte richtig, daß ich das Gelöbnis nicht nur für mich spreche. Es hat sich tief in mir festgesetzt und hat mein Tun und Handeln in den späteren Jahren entscheidend geprägt.

FRÖSI:
Wie war es damals, Pionier zu sein? Wodurch habt Ihr Euch ausgezeichnet?

GISELA WESSELY:
In Beeskow waren wir 1950 ganze zehn Pioniere und hatten natürlich den Ehrgeiz, zu den Besten zu gehören. So wie heute Vorbild zu sein und gute Leistungen in der Schule beim Lernen zu haben, darin sahen wir unsere erste Pionierpflicht.

FRÖSI:
Neben dem fleißigen Lernen wart Ihr doch sicher noch auf anderen Gebieten aktiv?

GISELA WESSELY:
Um vielleicht nur ein Beispiel für vielfältige Gruppennachmittage zu nennen: Mit Handwagen und Karren sind wir mehr als einmal durch die Straßen von Beeskow gezogen und haben fleißig Schrott gesammelt, um die III. Weltfestspiele der Jugend und Studenten in Berlin zu unterstützen. Darüber hinaus haben viele von uns im Pionierchor mitgesungen und gehörten zur Tanzgruppe.

FRÖSI:
Wie sollte ein Pionier heute seinen Pionierauftrag erfüllen?

GISELA WESSELY:
Das Wichtigste ist, glaube ich, daß er möglichst schnell den Platz in seiner Pioniergruppe einnimmt, den er am besten ausfüllen kann. Ich meine, daß er selbstverständlich jederzeit aktiv ist und seine Fähigkeiten und sein Talent in ihren Dienst stellt. Er sollte sich in jedem Fall nützlich machen und nicht warten, bis er dazu aufgefordert wird. So eingestellt, werden sich die Aufgaben des Pionierauftrages gut lösen lassen.

FRÖSI:
Hast Du eigentlich selbst noch Verbindungen zu Pioniergruppen?

GISELA WESSELY:
Ich bin immer noch oft in Pioniergruppen und Freundschaften zu Gast, um mich mit den Pionieren zu unterhalten und natürlich auch von damals zu erzählen. Durch meine eigenen Kinder und durch meine Mitgliedschaft im Kollegium von „Frösi" habe ich eigentlich ständigen Kontakt zur Pionierorganisation und kenne viele Probleme und Fragen der Pioniere.

FRÖSI:
Auf welche würdest Du an dieser Stelle eine Antwort geben?

GISELA WESSELY:
Mehr als einmal bin ich gebeten worden, etwas dazu zu sagen, was Pioniere für den Frieden tun können. Um auf diese Frage zu antworten, möchte ich noch einmal auf das Gelöbnis vor 35 Jahren zurückkommen. Ich glaube, daß ich in Dresden damals auch deshalb so innerlich bewegt war, weil wir als Pioniere sehr viel vom Kampf der Antifaschisten erfahren hatten und die Erinnerungen an den Krieg mit seinen verheerenden Folgen noch sehr frisch waren. Das Gelöbnis war deshalb auch mein Bekenntnis für den Frieden. Heute, wo wir alles tun müssen, um die Gefahr eines nuklearen Weltbrandes zu bannen, sind seine Worte aktueller denn je. Deshalb kann ich nur jeden Pionier auffordern, fleißig zu lernen und mit guten Taten einen Beitrag zur Stärkung der DDR und damit zur Stärkung des Friedens zu leisten.

FRÖSI:
Gisela, wir bedanken uns bei Dir für dieses Gespräch!

Aufgeschrieben von Ralf Kegel   Fotos: Helga Koppe (2), JW-Repro



FERIENFREUNDSCHAFT

Beim Morgenappell war es neblig. Pitt Hartmann konnte seine Freundin Zofia nur undeutlich sehen, obgleich deren Gruppe auf dem Platz Pitt genau gegenüberstand. Auch der Lagerleiter war wie von Schleiern umgeben, und seine Stimme klang irgendwie anders als sonst – gedämpfter vielleicht.
„Ihr werdet in der Gedenkstätte die ehren, die für uns gestorben sind", sagte er, „aber ihr werdet dabei auch ein Stück eurer Zukunft bestimmen, gemeinsam."
Die Fahnen hingen schlaff an den Stangen. Erst eine halbe Stunde später, als die Jungen und Mädchen in die Busse einstiegen, kam Wind auf. Der trieb den Nebel auseinander und straffte die Fahnen.
Pitt und Zofia fuhren im zweiten Bus. Sie saßen nebeneinander. Pitt hatte Zofia den Platz am Fenster überlassen. Als sie zum Lagertor hinausfuhren, sagte sie leise: „Weißt du?"
Pitt wußte, was sie meinte. Es war ja erst eine Woche her, daß die polnischen Pfadfinder und mit ihnen Zofia im Dzierzyński-Lager angekommen waren. Eine Woche. Und wie lange hatten sie beide darauf gewartet.

●

Sie kannten sich schon über ein Dreivierteljahr. Pitts Schwester war ein Jahr zuvor im Lager für Arbeit und Erholung gewesen und hatte dort Renata aus Polen kennengelernt. Mit ihr wollte sie sich schreiben, und für Pitt sollte dabei ebenfalls etwas herausspringen – von Renatas Bruder Tomasz.
Es dauerte nicht lange, bis der erste Brief kam, auch der für Pitt. Aber kaum, daß er den Brief in den Händen hielt und den Absender las, bekam er so etwas wie einen Schock. Auf der Rückseite stand nicht Tomasz geschrieben, sondern Zofia.
Er legte den Briefumschlag, ohne ihn zu öffnen, in seine Briefmappe. Was um alles in der Welt sollte er mit einem Mädchen? Er war gerade dreizehn Jahre alt geworden. Wie man mit Mädchen umzugehen hat, wußte er einigermaßen. Aber hier drehte es sich ja nicht ums Umgehen, sondern ums Schreiben.
Neugier, sagte sein Vater immer, ist nicht nur eine weibliche Eigenschaft. Daran mag es wohl gelegen haben, daß Pitt abends den Umschlag öffnete. Was er befürchtet hatte, traf zu. Zwei Seiten waren mit polnischen Wörtern angefüllt. Doch als er das erste Blatt umdrehte, sah er, daß auf der Rückseite alles in seiner Sprache geschrieben stand. So erfuhr er, daß Tomasz vier Jahre älter war als er und ihm deshalb dessen Schwester schrieb. Die zählte ebenso viele Sommer wie er.
Zofia hatte dem Brief ein Foto beigelegt. Das Mädchen gefiel Pitt. Die großen Augen gefielen ihm und der starke Zopf. Für den Antwortbrief brauchte er trotzdem mehrere Tage.
Beim zweiten Brief ließ sich das schon besser an, und nach dem vierten vereinbarten sie, sich im kommenden Sommer im Ferienlager zu treffen. Das war kurz nach Weihnachten, und es lag viel Schnee. Der Winter blieb dann, wie ihnen zum Trotze, länger als sonst im Lande, und der Frühling tat sich schwer. Hinzu kam, daß Pitt im April noch nicht wußte, ob er ins Dzierzyński-Lager fahren würde und Zofia ihm nur mitteilen konnte, daß sie sich bemühe. Erst Mitte Mai erhielt Pitt die Zusage für den ersten Durchgang, und vierzehn Tage später schrieb Zofia, daß sie zur selben Zeit käme.



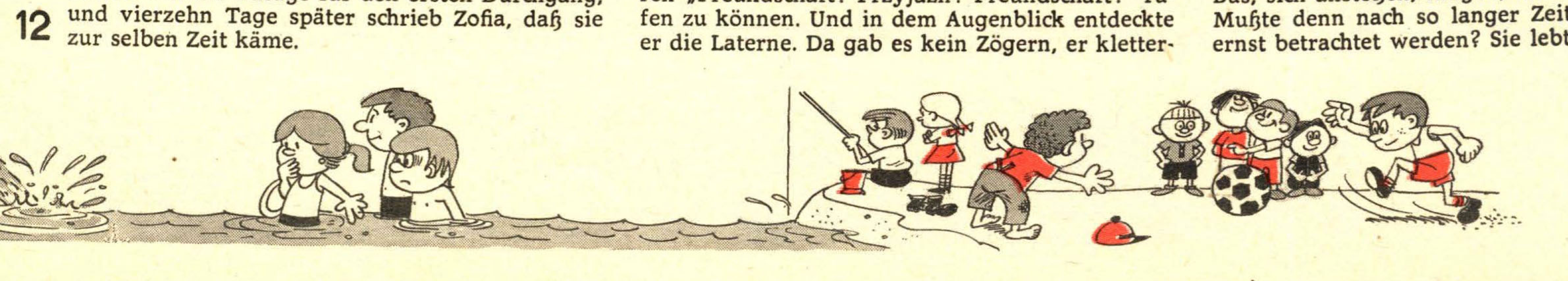
Vor einer Woche nun hatte er am Lagertor gestanden. Er hatte sich ganz vorn hinstellen wollen, aber der Lagerleiter ließ Spalier bilden. Dadurch geriet Pitt an die denkbar ungünstigste Stelle. Was nutzte es ihm, daß er die Busse sah, aber nicht, wer ausstieg oder an ihm vorbeiging. Er reckte sich, brach sich dabei beinahe die Zehenspitzen und bekam kaum Luft, um mit den anderen „Freundschaft! Przyjazn! Freundschaft!" rufen zu können. Und in dem Augenblick entdeckte er die Laterne. Da gab es kein Zögern, er kletterte hinauf. War es Zufall? Er hatte den Mast kaum zur Hälfte erklommen, als er seinen Namen hörte. Na ja, und da sah er sie.
„Zofia!" rief er und rutschte die Stange hinunter, ohne zu bremsen.

●

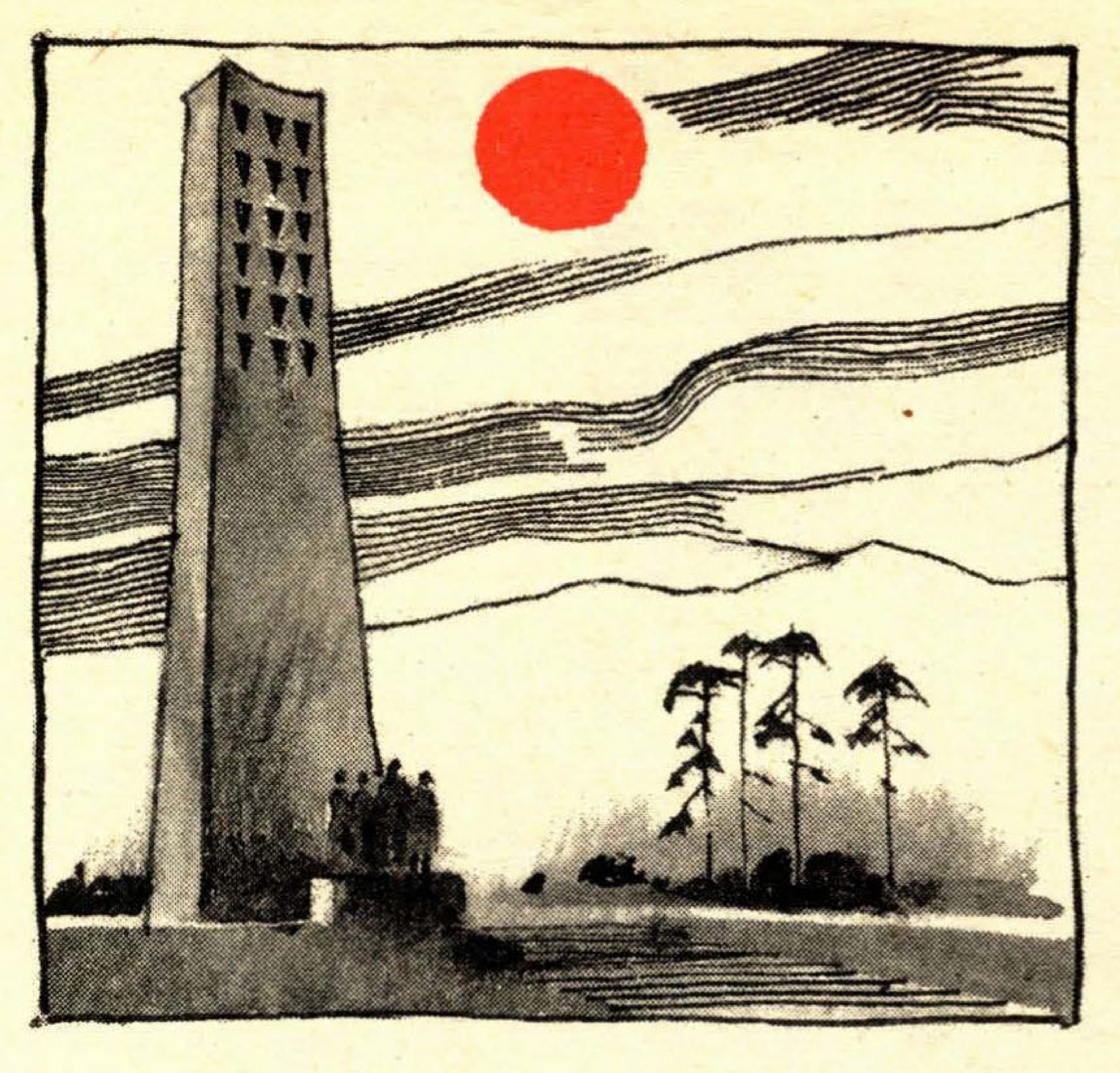
„Hast du gerufen?" fragte Zofia.
Pitt schüttelte den Kopf. „Ich habe an vorige Woche gedacht." Er ahmte mit den Händen die Kletterbewegung nach.
Zofia lachte. Sie stieß ihn an, nahm seinen Arm und lehnte sich an.
Inzwischen hatten sie die Autobahn erreicht. Einer stimmte ein Lied an. Wie viele Lieder hatten sie im Verlaufe der Woche schon gemeinsam gesungen.
„Es zogen drei lachende Mädchen ..." Was tat es, daß manche den Text nicht mitsingen konnten? Dafür brachten es die anderen bei anderen Liedern nicht fertig. Aber jeder konnte mitsummen und war dabei.
Hin und wieder fuhren die Busse langsam. Dann gab es draußen etwas zu sehen, besonders schöne Landschaftsausschnitte, Ortschaften oder Großbetriebe. Eine Pionierleiterin erzählte aus der Geschichte des Landstrichs und seiner Menschen, und die polnische Leiterin dolmetschte.
Schwieriger war es, sich zu unterhalten. Auch Pitt und Zofia fiel es schwer, obwohl Zofia verhältnismäßig gut deutsch sprach – durch ihren Bruder Tomasz. Als sie an der Autobahnabfahrt Lichtenberg vorüberfuhren, fragte sie: „Du warst Berlin?"
„Nicht nur einmal", antwortete Pitt. Er erzählte vom Alexanderplatz, der Straße Unter den Linden und vom Pionierpalast in der Wuhlheide. Zofia machte es Mühe, möglichst viel zu verstehen. Pitt merkte es und wies auf sie, sich selbst und die anderen und schließlich in Richtung Berlin.
„Wir werden fahren", sagt er, „morgen, übermorgen oder ..." Dabei zählte er mit den Fingern mit.
Zofia nickte.

●

Später, als sie die Autobahn längst verlassen hatten, hielten die Busse an. Die letzten zehn Kilometer bis Sachsenhausen wollten die Jungen und Mädchen zu Fuß zurücklegen, um gemeinsam ihr Verlangen nach Frieden zu zeigen.
Die Sonne stand halbhoch am Himmel.
Wieder sangen sie. Es klang entschlossen, auch wenn der eine oder die andere in sich ein bißchen unentschlossen war. Pitt ging es so. Er hatte mehrere Male von Sachsenhausen und anderen Gedenkstätten des antifaschistischen Widerstandes gehört, von den Menschen, die in diesen Lagern gequält und ermordet worden waren. Aber es war ihm nie gelungen, es sich wirklich vorstellen zu können.
„Du hast schon gesehen?" fragte Zofia, die neben ihm ging.
„Noch nicht. Wir werden zu einer Jugendstunde hinfahren", erklärte er ihr, auch, daß er zwar vierzehn Jahre alt sei, aber, weil am 5. Juni geboren, erst jetzt in die 8. Klasse komme.
„Ich bin auch erst vierzehn alt", sagt sie, obgleich er das wußte.
Sie schwiegen wieder.
Jeder hing seinen Gedanken nach. Man mußte ernst sein, weil es der Anlaß verlangte. Aber ernst sein ermüdet. Fröhlich sein wie vorhin im Bus, sich anstoßen, fangen, tanzend fortbewegen. Mußte denn nach so langer Zeit alles noch todernst betrachtet werden? Sie lebten doch in einer



anderen Zeit. Aber je mehr sie sich der Gedenkstätte näherten, desto unsicherer wurden sie, unterschiedlich der einzelne.
Und dann standen sie vor dem Tor.
Über das, was sich in den Jahren des Hitlerfaschismus im KZ Sachsenhausen zugetragen hatte, waren sie bereits im Pionierlager informiert worden, durch einen Genossen, der Sachsenhausen erlebt hatte. Dieser Genosse empfing sie jetzt und führte sie.
Pitt hörte anfangs nur halb hin, gehört glaubte er, habe er genug. Da wollte er sich lieber ein bißchen umschauen. Aber gerade dadurch zwang er sich selbst zur Aufmerksamkeit und alles das, was er bisher erfahren hatte, wurde plötzlich für ihn sichtbar. Vieles von dem, was er in Filmen gesehen hatte, erhielt Beziehung. Er sah Häftlinge und SS-Mörder. Wurde da nicht das polnische Kind über den Appellplatz getragen? Das hatte im KZ Buchenwald gelebt. Konnte es das hier nicht auch gegeben haben?
„Pitt!" hörte er Zofia sagen, und er spürte, wie sich ihre Finger in seinen Arm gruben. „Pitt, wie konnte das geschehen?"
Ja, wie. Wer hatte sich solche Grausamkeiten ausgedacht? Wer waren die gewesen, die hier, wo er stand, Menschen kaltblütig ermordet hatten, erschlagen oder gehenkt? Faschisten. Wo fand man sie heute?
„Ich weiß es nicht, Zofia", antwortete er leise. War es Zufall, daß er dabei den Mann ansah, der sie führte? Der hatte das alles miterlebt. Der wußte, weshalb so vieles Grausames hatte geschehen können. Aber wie hatte er das überlebt? Pitt versuchte herauszufinden, was an diesem Manne Besonderes war, das ihm den Mut zum Widerstehen gegeben hatte, ihm und Millionen anderen. Später, als sie bereits auf dem Rückweg waren, fragte er.
„Es war die Kraft der Arbeiterklasse", antwortete der Mann, „die Solidarität der Häftlinge und auch das Wissen, daß wir eines Tages die Sieger



sein würden." Er legte seine Arme um Pitt und Zofia. „Heute erleben wir es. Es hängt mit von euch ab, daß so etwas nie wieder geschieht."
Den letzten Satz hatte Pitt zum Überdruß oft anhören müssen, in der Schule, in der Pionierorganisation, daheim. Zum ersten Male hörte er ihn anders, nahm er ihn in sich auf, als etwas Eigenes.

●

Auf der Heimfahrt war es im Bus lange still. Jeder hing seinen Gedanken nach.
Pitt dachte an etwas, über das kein Wort gesprochen worden war. Vielleicht beschäftigte es ihn ganz allein; deshalb, weil er von allen Pionieren als einziger in einem so engen Kontakt zu einer Gleichaltrigen aus dem Nachbarland stand. Aber das hatte nur für die ersten beiden Tage gestimmt. Danach waren mehrere persönliche Freundschaften entstanden. Seine zu Zofia war lediglich die älteste.
Zofia hatte ihn gefragt, wie das passieren konnte. Nie war Pitt in den Sinn gekommen, jemand aus Zofias Familie könnte in einem KZ-Lager umgebracht worden sein. Jetzt auf einmal fiel es ihm ein. Hatte sie in der Gedenkstätte daran gedacht? Er glaubte, das wissen zu müssen; denn davon hing womöglich ab, wie er sich ihr gegenüber künftig zu verhalten hatte. Verstohlen schaute er sich im Bus um, als könnte er dort eine Antwort finden.
„Du hast Not?" fragte Zofia.
Pitt sah sie an, lange. Dann blickte er auf den Nacken des Vordermannes und fragte.
Zofia überlegte. „Wie heißt?" Sie zählte an den Fingern vor. „Ich, Papa ..." Sie zeigte auf den dritten Finger. „Wie heißt?"
„Opa", erklärte Pitt.
Sie wies auf den vierten Finger. „Weiter?"
Pitt schmunzelte. „Uropa, Ururopa und so fort."
„Also, Uropa war in KZ Majdanek, Frau auch und andere. Alle tot. Aber ..." Sie wies auf den dritten Finger. „Opa in polnische Armee. Er kämpft an Nysa und in Budyšin."
Das überraschte Pitt und ließ ihn zugleich verlegen werden. Sein Urgroßvater war zu Beginn des Krieges mit in Polen eingefallen und sein Großvater in Stettin Soldat gewesen. Was, wenn Zofia danach fragte? Es soll die Leute damals keiner gefragt haben, ob sie wollten oder nicht. Aber reichte das aus? Da mußte er an Sachsenhausen denken, das sie vor einer Stunde verlassen hatten.
Irgendwer stimmte ein Lied an. Es war ein polnisches Lied. Pitt brummte mit. Er hörte Zofia singen. Sie sahen sich an, lachten sich an.

Text: Werner Bauer
Zeichnungen: Karl Fischer

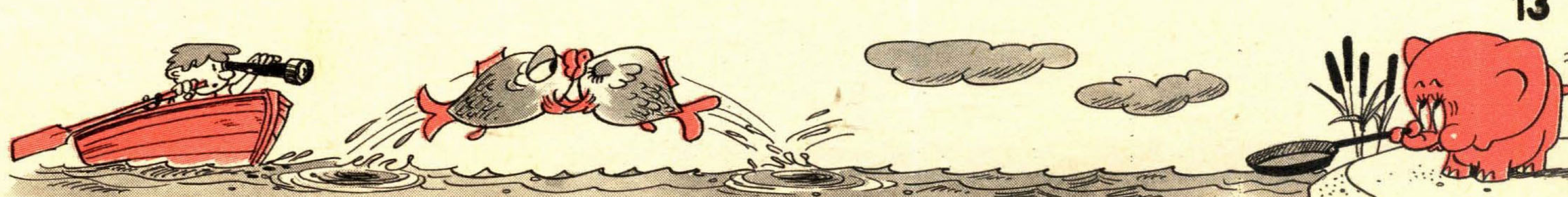
PETKAS WECKER

In der sowjetischen Stadt Turinow am Fluß Pripjet steht im historischen Zimmer des Pionierhauses ein Wecker – altmodisch, mit zerkratztem Zifferblatt, aber er tickt noch – unermüdlich, denn die Pioniere ziehen ihn auf, ölen und pflegen ihn. Es ist Petkas Wecker – und das ist seine Geschichte.
Es war im Sommer 1943. Die deutschen Faschisten hatten auch die Stadt Turinow besetzt. Ein Doppelposten kontrollierte die Brücke über den Pripjet – denn jenseits in den Sümpfen kämpften die Partisanen. Jede Nachricht, die über den Fluß kam, war wie ein Gewehrschuß gegen die Faschisten. Deshalb ließen sie auch nicht jeden über die Brücke, aber Petka durfte gehen.
Da war ein Maisfeld am Sumpfrand, das bearbeitete Petka. Davon wurden die Kaninchen fett, die er manchmal an die deutschen Offiziere im Kasino verkaufte.
Und wer nahm den Jungen schon ernst! Da zog er Tag um Tag über die Brücke, Mütze schief im Gesicht, Hacke über der Schulter und in der Hand das bunte Taschentuch mit dem Vesperbrot. Um den Hals hing ihm ein alter Wecker an einer Strippe.
Das Postenstehen war langweilig, und so gab es jeden Tag etwas zu spotten, wenn Petka mit seinem Wecker am Hals über die Brücke kam. Manchmal ließ sich Petka die Zeit vom Posten geben und stellte umständlich seinen Wecker danach. Am anderen Ufer legte Petka Taschentuch und Wecker an den Feldrand und hackte los. Und ehe es dunkelte, kehrte er über die Brücke in die Stadt zurück.
Aber so friedlich, wie es sich hier anhört, ging es in der Stadt Turinow nicht zu. In jeder Woche fegten Razzien die Straßen leer, wurden Häuser durchsucht, Menschen verhaftet und verschleppt, denn die Faschisten suchten nach den Kundschaftern, die Nachrichten aus der Stadt zu den Partisanen trugen. Da wurden wichtige Transportzüge in die Luft gesprengt, Truppenverschiebungen beschossen und Gefangene befreit.
Irgendwie mußte dieser Meister-



kundschafter doch zu fassen sein! Die Kontrollen in den Straßen wurden verschärft. Wer jetzt über die Brücke wollte, wurde durchsucht – von Kopf bis Fuß, das Mützenfutter aufgetrennt und die Schuhsohlen abgeklopft.
Nichts – und dann lagen wieder Minen unter den Schienen, und ein Zug mit Panzern flog in die Luft.
Die deutschen Faschisten wurden nervös. Sie setzten Hunde ein. Aber was kümmerte das Petka! Er zog fast täglich zu seinem Maisfeld, die Posten spotteten über den Wecker, Petka grinste – und kam mit der Dämmerung in die Stadt zurück.
Als die sowjetischen Truppen die Faschisten vertrieben und auch die Stadt Turinow befreiten, wurde Petka mit einem Orden geehrt – wie ein richtiger Soldat; denn er hatte die Nachrichten zu den Partisanen gebracht – täglich, nicht in dem bunten Taschentuch oder im Hackenstiel, sondern in dem alten zerschrammten Wecker an der Strippe um seinen Hals.
Und seitdem steht der Wecker im Pionierhaus von Turinow. Aber das habe ich ja schon erzählt.

Text: Günther Feustel
Zeichnung: Helena Schneider



Ohne Sport hätte sein Leben ein Loch

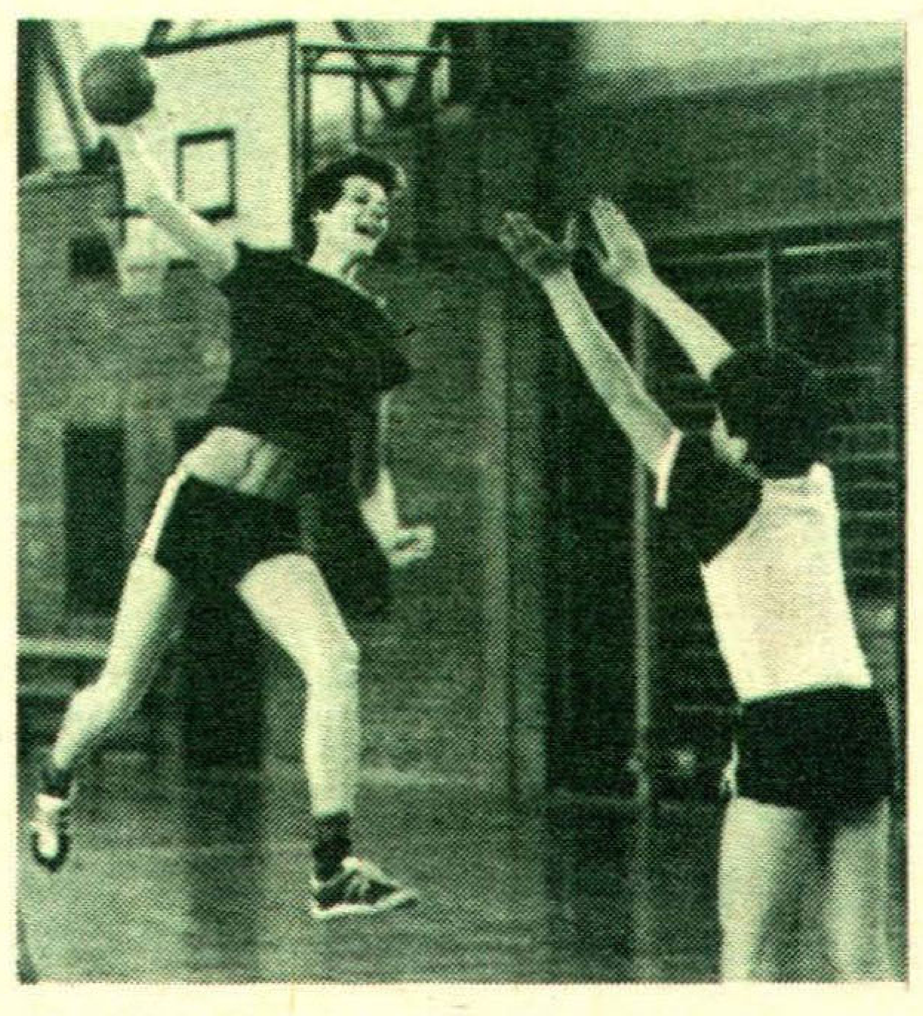


Thomas wollte nicht, daß über ihn geschrieben würde. „Bin nicht wichtiger als die anderen. Warum also ausgerechnet ich?"

„Beim Bezirksvorstand werden sie schon wissen, weshalb sie ‚Frösi' ausgerechnet dich genannt haben", sagte die Mutter. „Hast doch auch nicht gemurrt, als dein Bild im PA-Ausbildungszentrum eingereiht wurde an der ‚Straße der Besten'."

Während Thomas immer noch dieses „Nein" zwischen den Zähnen hatte, begannen seine Hände bereits Bücher geradezurücken in dem kleinen Zimmer und die vielen Urkunden hervorzuholen, die er zu verschiedenen sportlichen und außersportlichen Anlässen erhalten hatte. Thomas spielte noch im Buddelkasten als Leute kamen, die Kleinen mit prüfenden Blicken betrachteten und schließlich einige Eltern fragten, ob ihre Kinder schon jetzt Schwimmunterricht erhalten dürften. Thomas' Eltern sagten ja, und der Junge freute sich sehr auf das „Plantschen". Nicht lange, und es wurde Schwimmen daraus.

Nach Thomas' Einschulung hieß der Schwimmunterricht plötzlich Training. Immer schneller bezwang er die Strecken. Trotz der vielen Trainingsstunden standen Thomas' Zensuren denen der anderen Schüler in nichts nach. Im Gegenteil. Und im Sportunterricht gehörte er zu den Besten. Besonderen Spaß machten ihm die Mannschaftsspiele.



Als Elfjähriger errang Thomas bei den Bezirksmeisterschaften in seiner Altersklasse den 3. Platz im 50-m-Brustschwimmen und wurde Bezirksmeister in den Disziplinen 50 m Delphin und 100 m Kraulen. Damit hatte er sich für die Teilnahme an der X. Kinder- und Jugendspartakiade der DDR qualifiziert. Dort 4. Platz im Kraulen. Zwar kein Medaillenrang, aber der Anlaß zu einer schweren Entscheidung.

„Bist fähig für die Sportschule", sagte der Trainer. Ein erfolgreicher Schwimmer wäre Thomas recht gern geworden. Ihm war, als würde er zugleich in zwei verschiedene Richtungen gezerrt. Es fiel den Eltern zu schwer, dieses „Küken" schon aus dem Nest zu lassen. Thomas blieb daheim.



Aber ohne Sport schien sein Leben ein Loch zu haben. Er entsann sich der Handballer, die ihn damals gern bei sich aufgenommen hätten. Und sie freuten sich, als er kam.

Seit September 1985 spielt er bei der BSG Stahl Eisenhüttenstadt. Fünfmal in der Woche Training. Bald merkt er, wie sehr er sich für den Mannschaftssport eignete. Man konnte sich aufeinander verlassen. Niederlagen wogen nicht so schwer, weil alle mittrugen daran. Und gemeinsame Freude war vielfache Freude.

Ein Jahr war Thomas erst Handballer, als im Bezirk besonders gute Spieler gesucht wurden. Fünfzig Mann wurden schließlich ausgewählt. Und Thomas war dabei. Es folgten vielerlei Testübungen. Zum Beispiel: Sprinten, Werfen, Springen und allgemeine Spieltechnik. Als Viertbester ging Thomas aus dieser Prüfung.

Februar 1987: Zweite Prüfung. Nur noch fünfundzwanzig Mann. Thomas errang über 4 000 Punkte. Das bedeutete: 1. Platz! Außerdem konnte er die Urkunde als bester Torwerfer in Empfang nehmen und dazu die Berufung für die Bezirksauswahlmannschaft, Altersklasse 13. Und das hieß: Teilnahme an der XI. Kinder- und Jugendspartakiade in Leipzig.

Seinen Trainer? Natürlich mag er ihn, den Frank Hegner. „Warum? Da hab' ich noch nicht drüber nachgedacht. Aber einen Ball spielt er, da kann mancher etwas lernen ... Probleme? Nö, keine. Paar Schwierigkeiten noch beim Abwehren. Er muß schneller reagieren. Der Angriff klappt besser."

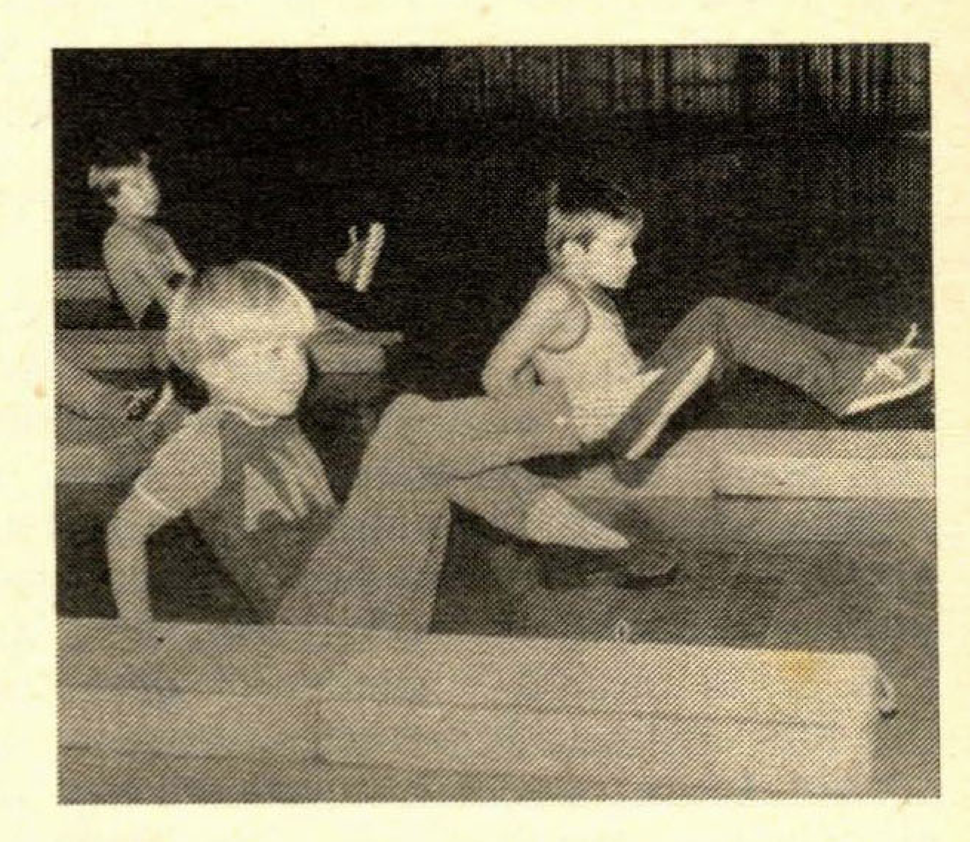
Ich erzählte, daß ich ungern beim Handball zusehe, weil die Spieler häufig so hart auf's Parkett stürzen.

„Ach", sagte Thomas, „... sieht gefährlicher aus, als es ist. Im Training machen wir oft Fallübungen. Hab' ich mir doch mal was gezerrt oder verspannt und merke es erst zu Hause, massiert Vati es weg."

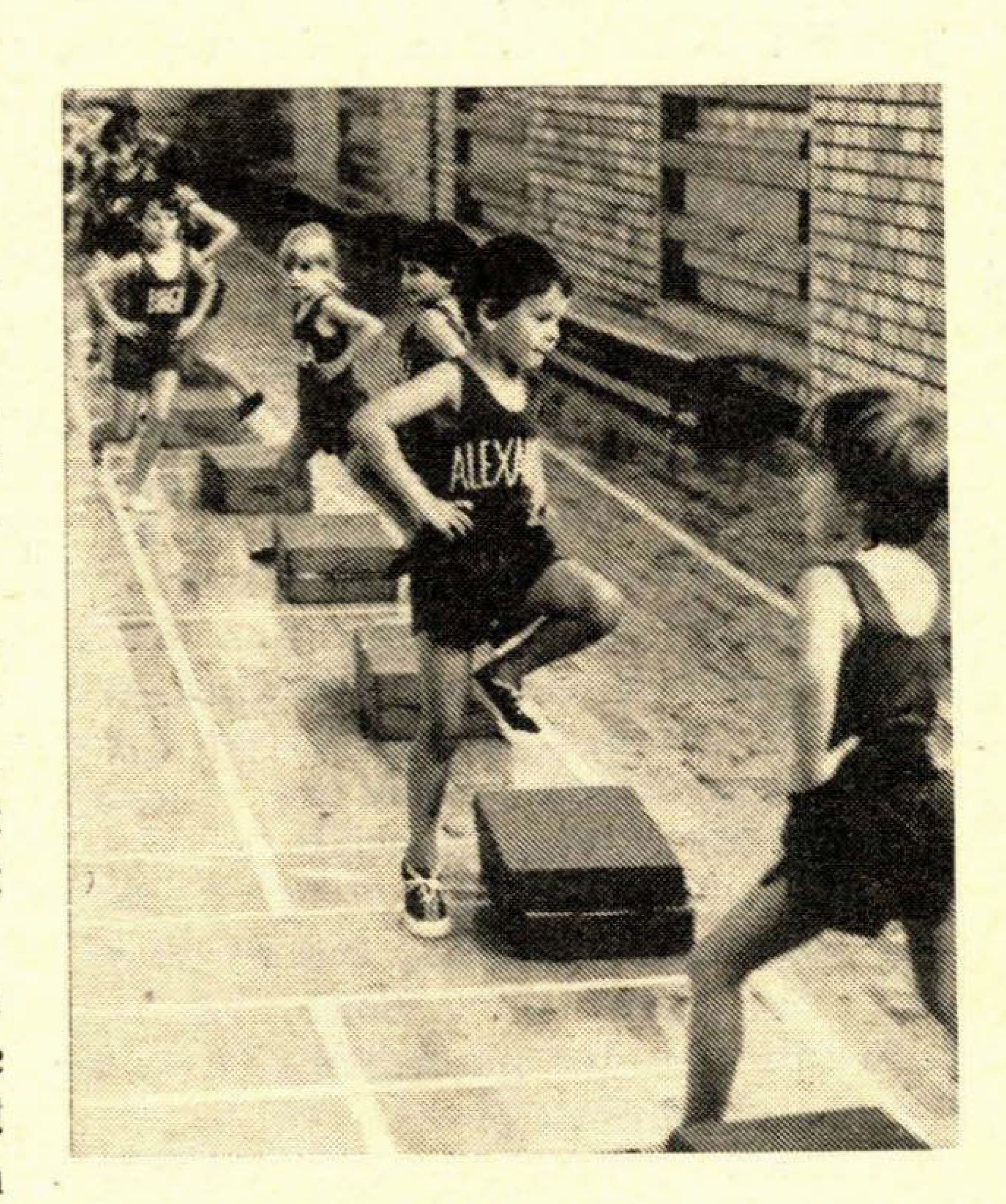
Wünschen wir Thomas und seinen Mannschaftskameraden für die Spartakiade in Leipzig „Hals- und Beinbruch" und schnelles Reagieren auf alle Bälle.

Text: Gerda Weinert
Fotos: Tilo Schönherr

Sportfest-kinder



1 400 sechsjährige Mädchen und Jungen aus Kindergärten der Messestadt sind mit ihrem Übungsverband „Vorschulkinder" ein besonderer Farbtupfer der großen Sportschau anläßlich des VIII. Turn- und Sportfestes in Leipzig. Mit großer Begeisterung haben sie sich selbst, gemeinsam mit Eltern und Kindergärtnerinnen, auf diesen Tag vorbereitet. Was hier als Übung der Vorschulkinder aus sechs Teilen besteht und sich in sieben Minuten im wahrsten Sinne des Wortes „spielend" auf dem Rasen entfaltet, ist mit erfahrenen Übungsleiterinnen in vielen Stunden zuvor erprobt und gefestigt worden. Auch mit den Übungsgeräten aus Schaumstoff haben sich die Knirpse im Verlaufe der Monate vorher vertraut gemacht, sind fast mit ihnen verwachsen. Ob nun Anja, Ronny, Daniel oder Claudia – sie alle sind stolz, „Sportfestkinder" zu sein und selbstverständlich mit Feuereifer bei der Sache. Bei den Liedern der Übungsmusik hält es auch niemanden auf den Plätzen. Sie wurden von Gerhard Schöne geschrieben, dem bekannten und beliebten Liedermacher, und zünftig arrangiert hat alles „Papa Binnes-Jazzband".



Text: Bernd Franke
Fotos: Klaus-Dieter Gloger (1), Nicola Naumann (1)

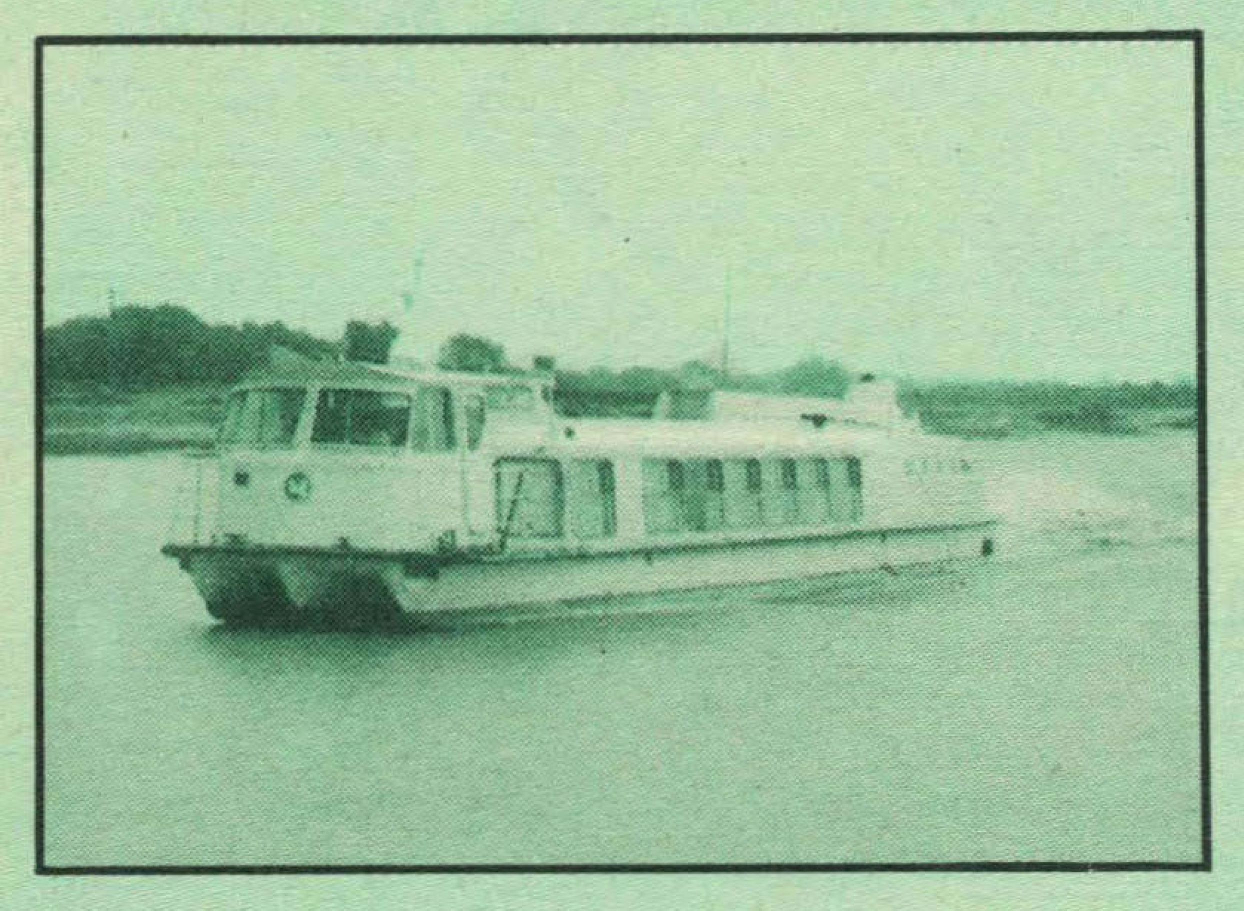


ZAUBERER DES ORIENTS

Wie in Turkmenien jahrhundertealte Träume der Menschen verwirklicht wurden

Als der venezianische Kaufmann und Forscher Marco Polo im 13. Jahrhundert den Boden des heutigen Turkmeniens betrat, soll er die Teppiche, die hier geknüpft wurden, als die „feinsten und schönsten der Welt" bewundert haben. Er vergaß allerdings, die Schöpfer dieser aus Millionen bunter Fäden geknüpften Wunder zu würdigen: die Frauen. An den Webstühlen sitzend, träumten sie den Traum von einem menschenwürdigen Leben. Der Jaschmak, das Tuch des Schweigens, verhüllte ihr Gesicht. Schon die heranwachsenden Mädchen mußten schwerste Hausarbeit verrichten. Kamen sie ins heiratsfähige Alter, wurden sie für Kalym, für ein Brautgeld also (z. B. Kamele, Schafe u. ä.), an reiche Beis verkauft. Für die Beis aber waren sie Sklavinnen.
Erst die Große Sozialistische Oktoberrevolution erfüllt alle Träume der Turkmeninnen, und die Kunstwerke der selbstbewußten, fröhlichen Aschchabader Teppichknüpferinnen sind mit den leuchtenden Farben und den Mustern des Orients heute schöner denn je.


Traditionelle „Wüstenschiffe"


Schiffe in der Wüste

Text: Gerald Hübner
Fotos: Joachim Riedel

Mit dem Wasser kam das Leben

Wir fuhren Kilometer um Kilometer am Karakum-Kanal entlang. Lastkähne begegneten uns und schnelle Tragflächenboote. Kinder plantschten im Wasser, und Angler aller Altersgruppen warteten geduldig auf ihren Fang. Auf den vom Wasser des Kanals gespeisten Feldern reifte eine neue Baumwollernte heran – der Reichtum der Turkmenischen SSR.
Mein Begleiter, Ikar Pasewjew, der neben mir saß und den Kübelwagen steuerte, schnalzte mit der Zunge, als er auf die Felder zeigte. Die Baumwolle glich Millionen Wattebäuschen, die sich in den Zweigen der Sträucher verfangen hatten. „Nur Wüste war hier früher", sagte Ikar. „Kein Baum, kein Strauch. Mit dem Wasser ist das Leben gekommen. Vorher verdorrten die Ernten in sengender Sonne, verzweifelten die Bauern an Sand und Sonne."
Mein Begleiter erzählte mir dann eine wahre Geschichte.
Eines Tages bestieg eine Gruppe von Männern in der Stadt Mary, der ehemaligen Oase Murgab, den Zug in Richtung Aschchabad. Der Trupp erschreckte durch sein erbarmungswürdiges Aussehen die Mitreisenden. Einige hielten die hohlwangigen, völlig erschöpften Gestalten wohl gar für Vagabunden. Was keiner der Passagiere ahnen konnte: Diese Männer hatten, gequält von der unbarmherzigen turkmenischen Sonne, wochenlang die Wüste Karakum durchquert, immer nur Sand vor Augen. Ausgedorrt, aber glücklich hatten sie nun die Stadt und den Zug nach Aschchabad erreicht. Der Auftrag war erfüllt.
Karash Iomudski, ein junger Geologe und Leiter dieser Wüstenexpedition trug Papiere bei sich, die sie später berühmt und Iomudski zum Leninpreisträger machten – den Plan zur Bewässerung einer der größten Wüsten der Erde – zum Bau des Karakumkanals.
Man schrieb das Jahr 1941. Noch ließ der Krieg gegen die faschistischen Okkupanten keinen Raum für dessen Verwirklichung. Doch 1954 erfolgte auf Beschluß der KPdSU der erste Spatenstich für die größte künstliche Wasserstraße durch die Wüste Karakum.


Jungen und Mädchen aus einem Aschchabader Kindergarten

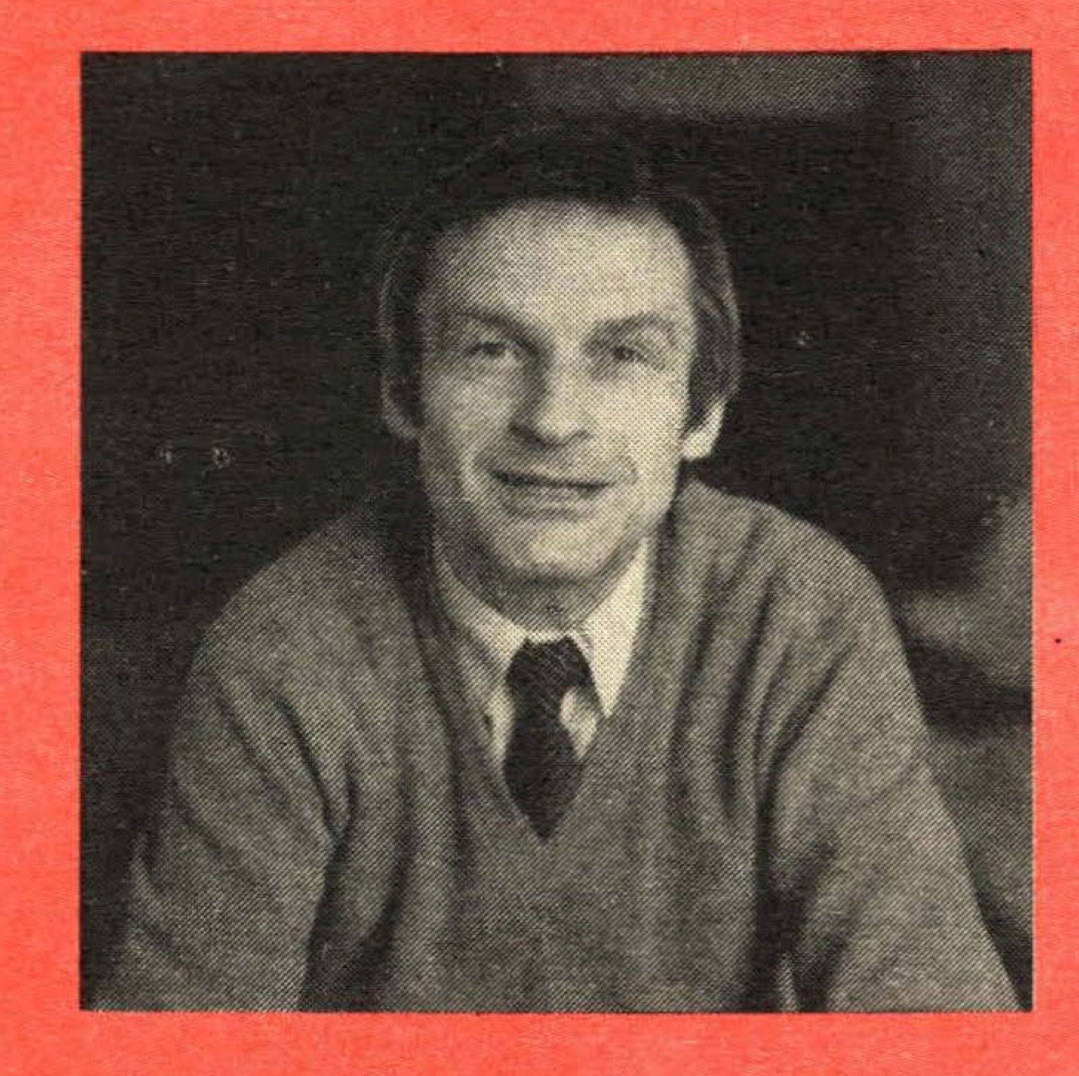
Während wir weiter am begrünten Ufer des Kanals entlangfuhren, erinnerte sich mein Begleiter: „Manchmal, sage ich dir, war es schon eine Hölle. Der verfluchte Sand knirschte zwischen den Zähnen, die Sonne trocknete dich aus, nach der Arbeit warst du ausgequetscht wie eine Zitrone. Doch wir wurden entschädigt durch die Freude und den Jubel der Leute, denen wir das Wasser brachten. Unsere Wüstenschlacht lohnte sich. Eine halbe Million Hektar Land werden heute durch das Wasser des Kanals versorgt, garantieren gute Ernten."
Ikar steuerte den Wagen nach Aschchabad zurück, der man den Beinamen „Grüne Stadt" gegeben hat. Bevor der Kanal kam, war sie eine staubige, häßliche Wüstenstadt. Wie hatte mein Freund und Begleiter Ikar gesagt?
„Mit dem Wasser kam das Leben in die Wüste". Dieser Satz würdigt die Arbeit der „Zauberer des Orients", der Erbauer des sozialistischen Turkmeniens, die Kraft der vereinten Völker der Sowjetunion.



IST DER ZUFALL EIN ZUFALL?

TEIL III

Prof. Dr. Reinhard Mocek antwortet „Frösi"-Lesern, ob der Zufall ein Zufall oder kein Zufall ist.



SARA RENNER
Niesky, 8920

Ein Zufall ist nichts weiter als ein Glücksfall. Das ist ansonsten nur so eine Redensart des Menschen.

KATHLEEN MULLER
Sandau, 3521

Man sagt im Leben viel zu oft „Ist das aber ein Zufall!" In Wirklichkeit sind das keine richtigen, da den sogenannten Zufällen nachgeholfen worden ist.

MARK BLANKENBURG
Berlin, 1055

Aus Samen entwickeln sich im gesetzmäßigen Verlauf notwendigerweise Pflanzen. Die Verbreitung des Samens wird aber in der Natur zum Beispiel durch den Wind oder durch Insekten bestimmt. Sie wirken als Zufall. Der Wind kann den Samen in irgendeine Richtung wehen, das hängt dann alles vom jeweiligen Zufall ab.

SASA
Deubachs, 5901

Man unterscheidet zwei Arten von Zufällen, den philosophischen und den rechtlichen Zufall. Man versteht darunter: es ist etwas nicht notwendig gewesen, sondern rein zufällig geschehen. Es hätte auch anders sein können. In manchen Filmen werden von Kindern beim Spiel Fensterscheiben eingeschlagen und die Schuldigen rennen davon. Zufällig bleiben Personen stehen und werden dadurch verdächtigt.

HEIKE BUCHHOLZ
Bertzdorf, 8801

In der 6. Klasse hatte ich schon einen festen Berufswunsch. Ich wollte unbedingt Krippenerzieherin werden. Der Beruf war in dieser Zeit unheimlich gefragt und ich nahm mir vor, meine Noten bis zur 9. Klasse so zu verbessern, vielleicht hätte ich dann noch eine Chance. Im Juli 1985 bewarb ich mich dann. Mir wurde gesagt, daß ich im September Bescheid bekomme. Nun wartete ich allerdings mit wenig Hoffnungen. Eines Tages kam dann der ersehnte Brief in dem stand, daß ich für ein 3jähriges Studium an der Medizinischen Fachschule angenommen bin. Die Freude war riesengroß. Aber war es nun Zufall oder Glück? Ich glaube, beides trifft hier zu.

TORSTEN PETROWSKI
Rathenow, 1830

Wenn man bei der Fahrschule die Prüfung besteht und dann eine Fahrerlaubnis erhält, kann man von einem Zufall sprechen?

Zufall oder Glück?

Welcher Art sind die hier vorgestellten Zufälle? Ich denke, es sind eher freudige Begebenheiten. Dabei möchte ich im Falle von Rosemarie wetten, daß sie mit ihrer Freundin auch dann zusammengekommen wäre, wenn sie das Hufeisen vorher nicht gefunden hätte. Hier ist ein bißchen von dem dabei, was man im guten Sinne des Wortes abergläubisch nennt. Das schreibe ich aber gar nicht mit kritischem Hintergedanken, denn ein klein wenig Aberglaube gehört eigentlich zu einer amüsanten Art und Weise, gewisse zufällige Lebensumstände zu deuten. Am 13. eines Monats sind manche Menschen besonders vorsichtig, und daß es Hotels gibt, die die Zimmernummer 13 einfach auslassen, ist ja kein Ulk. Das ist im Grunde genommen heiterer Lebensalltag, und man sollte es nicht allzu ernst nehmen. Solche Ereignisse aber, wie sie Heike schildert, prägen ja nun wirklich zumindest ein Lebensschicksal. Oder sollte man im vorliegenden Fall wirklich von Zufall oder Glück sprechen, Glück im Sinne von unerwartetem Eintreffen eines Ereignisses? Ich bin selbst oftmals dabei, wenn über die Aufnahme von Studenten zum Studium an „meiner" Universität – der Martin-Luther-Universität in Halle – entschieden wird. Da kann von Zufällen wahrlich nicht die Rede sein. Die Bewerber müssen ja eine ganze Menge von Voraussetzungen erfüllen – und das Vorliegende ist dann recht gut vergleichbar. Wenn Heike einen Studienplatz erhalten hat, dann aufgrund ihrer Leistungen.

Aber alle drei Beispiele sind richtig gut geeignet, damit ich mit meinen Antworten auf eine Seite des Zufallthemas eingehen kann, die ich bisher vernachlässigt habe. Ich möchte diese Seite der Sache in folgenden Satz kleiden: Wie schrecklich wäre es doch auf dieser Welt, wenn man alles, was geschieht, bis ins kleinste Detail vorher wüßte, wenn alles genau vorherbestimmt wäre, wenn es also in der Tat keine Zufälle gäbe! Wenn feststehen würde, daß Herr X seinen Lottogewinn in der 32. Spielwoche im Jahre 2014 machen wird; daß man eine bestimmte Person, die man im stillen verehrt, gewiß niemals wiedersehen wird, wenn es keine Ungewißheit, keine Spannung, keine Überraschungen gäbe? Ja, dann wäre diese Welt eigentlich recht trist und traurig.

Und damit hängt zusammen, daß die Wissenschaft und die Philosophie eben tatsächlich nicht alle Fügungen des Lebens erklären können, gar noch bis in die kleinsten Zusammenhänge. Fried-



RITA FURCHERT
Hohnstein/Sebnitz, 8352

Ich ging mit meiner Mutti bei Tauwetter an einem Haus vorbei. Plötzlich blieben wir stehen, weil uns jemand gerufen hatte. Im selben Augenblick fielen große Eisstücke drei Schritte vor uns vom Dach. Hätte man uns also nicht gerufen, hätten wir sozusagen die ganze Eisladung auf den Kopf bekommen. Man könnte sagen, ein glücklicher Zufall, daß jemand uns rief. Aber es ist anders. Das Eis mußte rutschen, denn der Erwärmungsgrad zum Tauen war erreicht. Diese Notwendigkeit kam durch Eisrutsch.

DANIELE ZETZMANN
Gera, 6502

Manche Menschen glauben zum Beispiel heute noch, daß es Leute gibt, die aus der Hand lesen können oder auch durch Kartenlegen das Schicksal des Menschen bestimmen können. So geben manche dafür sehr viel Geld aus, weil sie unbedingt wissen wollen, wie lange sie noch leben, wann ihr Haussegen schiefhängen wird oder wann sie sehr viel Geld erben. Das ist alles nur Spinnerei und falls wirklich etwas eintrifft, was vorausgesagt wurde, dann ist das reiner Zufall.

ROSEMARIE HENKEL
Treuenbrietzen, 1702

Man sagt immer, wenn man ein Hufeisen findet, kann man sich etwas wünschen. Ich fand eins, als ich mit meinem kleinen Hund spazierenging. Eine alte Frau sah es und meinte, ich solle es ruhig mitnehmen. Dann wünschte ich mir, daß ich in diesem Sommer wieder mit meiner Freundin zusammen im Ferienlager bin. In der ersten Belegung und auch in einer Gruppe. Und es war dann auch so, worüber wir uns beide sehr gefreut haben.

SABINE KRISCHE
Zittau, 8800

Ich bin der Meinung, daß es zum Beispiel bei Wettkämpfen keine Zufälle gibt. Da entscheidet einzig und allein die Leistung.

B. BRANDENBURG
Schwedt, 1330

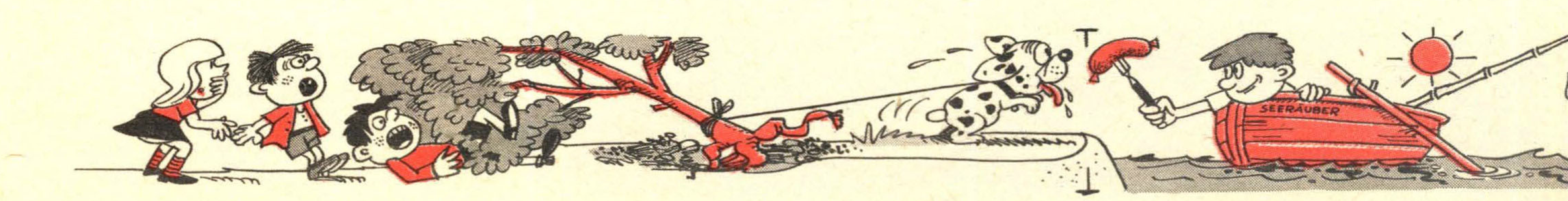
Ich bin Geräteturnerin, und jeder hat seine Schwächen. So ist es auch bei mir, denn bis heute kann ich noch nicht das „Contern" am Stufenbarren. Im Mai wurde ich zur Spartakiade delegiert. Bevor der Wettkampf begann, sagte die Leiterin, daß das „Contern" wegfällt. Ich freute mich natürlich sehr und durch diesen Zufall konnte ich den 2. Platz erkämpfen. Das war nun wieder Zufall und Glück auf einmal.

HEIKE SCHELLENBERGER
Mildenau, 9313

Im Sportunterricht bekamen wir Zensuren für den Hüftaufschwung. Als wir geübt hatten, habe ich ihn nie geschafft. Aber als wir Zensuren bekamen, brachte ich ihn.

Zeichnungen:
Richard Hambach

rich Engels hat sich dieser Frage einmal zugewandt und das Beispiel einer Erbsenschote gewählt, um diejenigen zu verspotten, die glauben, daß die Wissenschaft die Vielfalt des Einmaligen und Zufälligen bis im Detail erforschen könne. Die „Eine Erbsenschote", so Engels, „gäbe also schon mehr Kausalzusammenhänge zu verfolgen, als alle Botaniker der Welt lösen könnten" (Dialektik der Natur, Werke 20, S. 489). Schon die Frage, warum in dieser Schote fünf, in der nächsten sechs Erbsen wachsen, ergäbe ein Riesenbündel von Forschungsaufgaben – natürlich hat kein Land der Welt so viel Geld übrig, um derartige Forschungen zu finanzieren. So gesehen, ist das Zufällige in der Natur in der Regel uninteressant für die Wissenschaft. Doch da muß ich gleich ein Achtungszeichen setzen! Es gibt ganz bestimmte Gruppen von Zufällen in der Natur, die für die Wissenschaft von allerhöchstem Interesse sind! Ich denke dabei an die Bedingungen, die zur Zeit der Entstehung des Lebens auf der Erde geherrscht haben. Auch hier waren Gesetzmäßiges und Zufälliges vereint. Gesetzmäßiges insofern, als sich unter bestimmten physikalischen Bedingungen bestimmte Moleküle zu immer komplexeren Systemen zusammenlagern (das kann man heute noch im Reagenzglas nachahmen). Zufälliges insofern, als es bestimmte Gewässerzonen gab, wo diese höherkomplexen Molekülsysteme nicht gleich wieder zerfielen, sondern beständig wurden, sich teilten usw. Auch die höheren Lebensformen machen den Zufall für die Wissenschaft im höchsten Maße interessant. Denken wir an die biologische Entwicklungslehre, die auf den großen englischen Wissenschaftler Charles Darwin zurückgeht. In ihrer modernen Fassung besagt diese Theorie, daß sich die Arten in der Geschichte unserer Erde dadurch herausgebildet haben, daß zufällige Veränderungen im Erbgut einzelner Individuen (sogenannte Mutationen) entstehen, die dann diese Individuen in einer bestimmten Umwelt bevorteilen. Dadurch erhalten sie bessere Chancen, sich fortzupflanzen, als andere Individuen. Die Nachkommen haben dann in der Regel diesen „Vorteil" geerbt. Natürlich sind nicht alle Mutationen vorteilhaft – in der Regel sind sie es sogar nicht. Ich will diesen Exkurs in die Entwicklungstheorie hier nicht weiter verfolgen – verdeutlichen wollte ich, daß gerade solche zufälligen Mutationen ein hervorragendes Forschungsgebiet der neueren Biologie sind. Also, es gibt Zufälle, die sind für die Wissenschaft uninteressant (siehe die Engelssche Erbsenschote), und dann gibt es Zufälle, die sind regelrecht Brot für die Wissenschaft!



GESCHICHTEN VON KRUME

Diesen Mann gibt es wirklich. Er wohnt in Berlin. Sein bisheriges Leben war reich, das heißt, er hat es erlebt; Aufregendes, Ergreifendes, Gutes, Lustiges, Gefährliches. Und er hat Mut gehabt und Angst und Witz und Zähigkeit und Liebe. In seinem Personalausweis steht ein anderer Name. Krume war der Deckname, und nur vertrauten Genossen waren beide bekannt. Die illegale Arbeit in der Zeit des Faschismus war „verdeckte" Arbeit und kämpferische, bei der als Einsatz nicht weniger als das Leben galt. Krume ist Kommunist; das heißt auch: ein Kämpfer. Er ist nicht groß. Er ist keinesfalls klein. Er ist mit Muskeln bepackt und hat ein gütiges, verschmitztes und entschlossenes Gesicht. Er ist dreizehn Jahre älter als ich und mein väterlicher Freund, der „mein Junge" zu mir sagt. Dabei bin ich über sechzig. Ich erzähle die erste Geschichte:

DU MUSST FREUNDE HABEN

Götz R. Richter

Ich wohnte schon ein paar Wochen friedlich im „Safari-Hotel" der Hauptstadt, ließ mir von afrikanischen Freunden ihr Land zeigen und von ihrem Kampf um die Unabhängigkeit erzählen, war auch allein unterwegs und hatte nie das Gefühl, daß mir jemand etwas Böses wollte. Mich kannte niemand.

Als Krume mit dem Flugzeug ankam, änderte sich alles. Ich war die zwanzig Kilometer hinausgefahren zum Airport, ihn abzuholen. Bei Zoll- und Paßkontrolle ging noch alles ziemlich glatt. Sein Gepäck war eine größere Aktentasche; darin hatte er Wasch- und Rasierzeug, Pyjama, zwei Hemden, eine zweite Hose, ein Fläschchen Fewa und eine kleine, in Leder gebundene Bibel. Fast hätte ich vergessen: eine Reservebrille, denn Krume ist stark kurzsichtig.

Damals, im ersten Jahr der Unabhängigkeit des Landes, waren fast überall noch die Beamten aus der Kolonialzeit im Dienst, denen die neue Regierung, eine afrikanische, verhaßt war; deshalb wohl kontrollierten sie Reisende aus sozialistischen Ländern besonders „sorgfältig". Aber so oft der Chef der Paßkontrolleure auch Krumes Reisedokument drehte und wendete, die Seiten einzeln vor eine Speziallampe hielt und durch die Lupe linste, er fand nichts und keinen anderen Grund, Krume aufzuhalten; denn der wollte zu einer „Konferenz gegen Apartheid und Neo-Kolonialismus" und – das war sein Trumpf-As im Jackett – hatte dazu eine persönliche Einladung des Präsidenten. (Krume kennt mehr Präsidenten „von ganz nahe" als er Finger hat.) Widerwillig, das sah ich, legte der Offizier die Hand an seine steife Mütze und entließ Krume. Krume verzog die Lippen, machte sie spitz – das ist eine Krumsche Eigenart: „Sir, Sie haben nur Ihre Pflicht getan."

Als ich zum Taxistand der 1. Klasse rannte, stoppte er mich: „Nich noch zum Risiko hinloofn, mein Junge."

Was hatte ein chromblitzendes Auto mit Risiko zu tun? Denn was sonst noch alles als Taxi rumfuhr ... „Yellow Cab", zum Beispiel ... Und genau dorthin steuerte er.

„Aber das ist doch das Letzte!" Krume winkte ab: „Traue nie dem Schein allein!" Er lachte auf. „Mann, wie von 'm Dichter, der Satz." Und wählte einen heruntergekommnen „Zephir". Als wir drin saßen, wollte ich fragen, warum ... Doch Krume tippte dem Fahrer schon auf die Schulter: „Bus-Terminal!"

Der Fahrer, ein Afrikaner, wandte sich um, hielt den Daumen nach oben und kniff ein Auge zu.

Was sollte das? Der Fahrer benahm sich ... Aber ich sagte nichts. Wir fuhren los. Das Auto rasselte.

Der Fahrer aber schien nicht schlecht zu sein, irgendwie sportlich. Ich saß hinter ihm, rechts neben Krume. Der redete leise auf ihn ein. In Kiswahili. Ich verstand nichts.

Der Fahrer fuhr langsamer und an den linken Rand (es war Linksverkehr). Auto um Auto überholte uns. Ich wollte fragen. Krume sagte schon: „Du kriegst noch allet mit, mein Junge. Wetten?" Er drehte den Kopf nach hinten. „Siehste, da sind se schon."

Ich blickte auch durch's Rückfenster. Da trödelte noch einer hinter uns, ein Volkswagen-Käfer.

Unser Fahrer hielt. Der hinter uns hielt auch. Unser Fahrer legte den zweiten Gang ein.

Krume sagte: „Un nu mußte die Ohren anlejen. Kletten!"

„Kletten? Was für ...?" Ich flog nach hinten. Krume auch. Der Wagen fuhr kreischend an. Nach zwanzig Metern griffen die Reifen voll, und wir schossen los.

Der VW-Käfer war winzig geworden, doch ich sah, daß er stark beschleunigte und, wie wir, Wagen um Wagen überholte. Ich schwitzte, dabei war es gar nicht heiß heute.

„Aber du hast doch die offizielle Einladung von der neuen afrikanischen Regierung."

„Eben. Das ist es, mein Junge!"

„Aber was wollen die dann?"

„Die?", und er zeigte mit dem Daumen über die Schulter. „Det sin bloß die kleen' Ganoven, die soll'n uns uffhalten. Un die machen det für die jroßen Ganoven, die woll'n det Rad uffhaltn, det Rad von der Jeschichte, vastehste?"

Krume tippte dem Fahrer das drittemal auf die Schulter und redete. Ich verstand ein einziges Wort: „Pole." – Langsam!

Krume sagte zu mir: Wenn se wieder näher sin, kiekste dir ihre Visagen an. Für späta. Ick kann nich so jut." Er tippte an seine dickglasige Brille.

Der Fahrer verlangsamte.

„Übrijens, det is Moses."

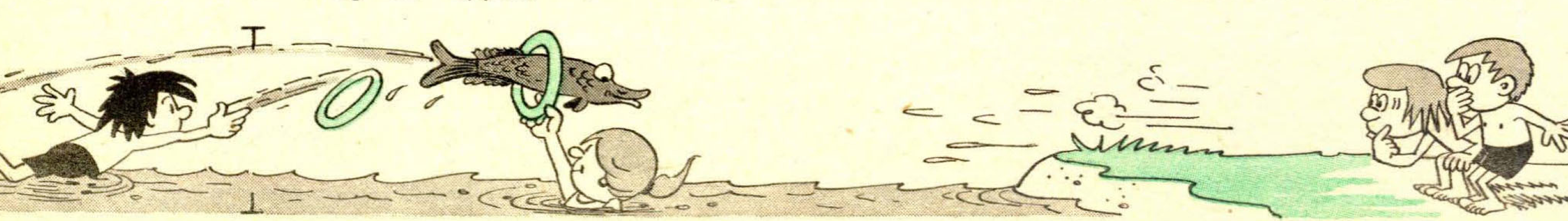
Hatte ich vorhin nicht so ein komisches Gefühl? „Also ist das gar kein Taxi-Fahrer? Der ist gar nicht echt."

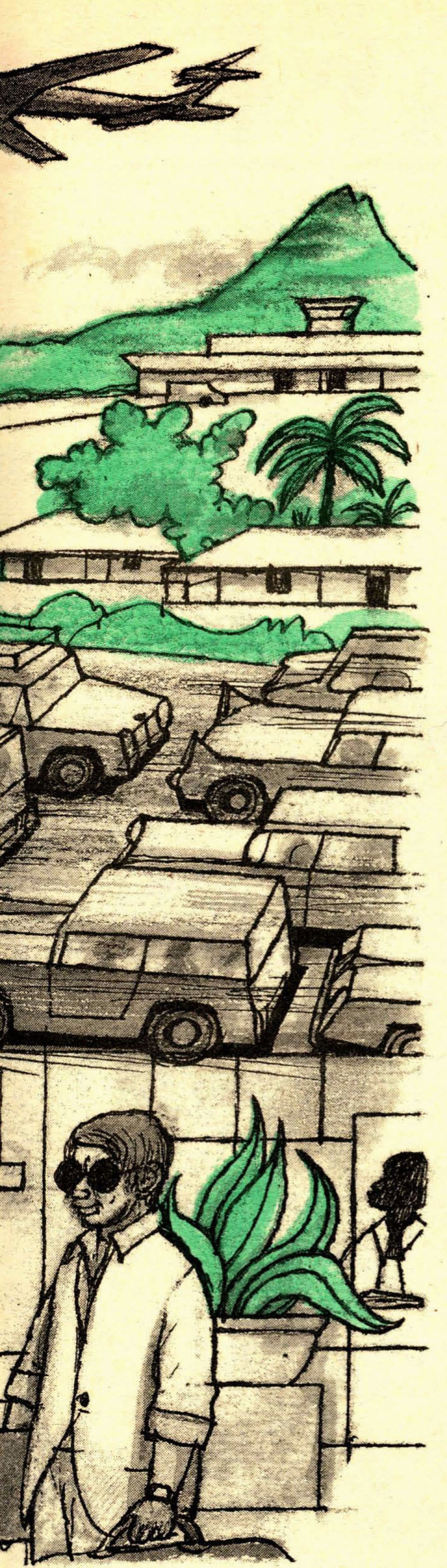
„Doch, mein Junge, der is echt, so und so. Un jetz kiek nach hinten. Da sind se nämlich wieder."

Es war schwer, jemanden in dem dunklen Wageninnern des VW-Käfers zu erkennen. Wirklich sehen konnte ich nur den am Lenker, der hatte Bart und Hut und ein braunes Gesicht. Was war das schon – für später.

Ich gab Krume Bescheid und sah, daß er sich selbst umdrehte und die Brille hochnahm und die kleinen, wie entzündeten Augen rieb. „Also, pese, pese!" sagte er zu Moses.

Daß der das Auto im Griff hatte, wußte ich inzwischen, daß dieser alte Rasselkasten noch einen zweiten Vergaser besaß, der sich bei 5 000 Umdrehungen zuschaltete, sollte ich bald merken. Auf jeden Fall hätte





ich für das, was das Auto durch Moses jetzt gleich tun sollte, einen Sicherheitsgurt gebraucht. Aber so etwas gab's damals noch nicht.
Moses sagte: „Ihr solltet euch jetzt festhalten", dabei drehte er an einer kaum sichtbaren Schraube unterhalb des Armaturenbrettes. Dabei beschleunigte er. Wir wurden gegen die Rückenlehne gepreßt. Mir klebte das Hemd vor Schweiß. Der Fahrtwind donnerte an den Fenstern vorbei und zerwühlte uns die Haare.
Moses jagte nach rechts in die Überholspur, sprang in eine Lücke hinter einen knallroten Peugeot und scherte schon wieder nach rechts aus (Linksverkehr!), überholte.
Ich kann nicht beschreiben wie mir war, aber Krume hatte Pfeife und Tabaksbeutel aus den Taschen genommen.
Der Fahrer des roten Peugeot war ein Europäer. Bei ihm zwei Jungen; Flachsköpfe, und die jagten ihren Vater hinter uns her. Im Spiegel sah ich Moses' lachenden Mund. Krume neben mir öffnete den Tabaksbeutel. Wir schossen wieder in die Gasse. Vor uns blitzten die Scheinwerfer der Entgegenkommer. Der Zeiger des Drehzahlmessers näherte sich der 5 000, erreichte sie ... und der Wagen machte einen Satz nach vorn. Krume fiel die Pfeife aus dem Mund. Er stopfte den Tabaksbeutel zwischen die Zähne, weil auch er die Hände zum Festhalten brauchte.
In der Ferne hinter uns sah ich noch klein den Peugeot, sonst ... Ich schrie: „... und ward nicht mehr gesehn!"
Als wir in den großen Round-About (Kreisverkehr) am Rande der Stadt einbogen, fuhr Moses längst brav und unauffällig. Den VW-Käfer konnte ich nirgends entdecken.
„Hast du wirklich kein Manuskript für deine Rede?" fragte ich. Krume tippte sich an die Stirn. „Allet hier drin; un heute abend schreib ick davon wat uff Papier." Plötzlich lachte er. „Hab ick dir schon det Ding mit Suleiman Sadek erzählt?"
„Bus-Terminal!" rief Moses, bog in die Fahrspur zur Reparaturstation und hielt.
„Ick erzähl dir det noch. Garantie!" Krume kletterte aus dem Auto, rannte zu einem Büro, schoß eine Minute später aus derselben Tür heraus, bremste plötzlich seine Hast, kam in fast schreitendem Gang zurück, gab aber schon Zeichen, den Motor zu starten, sprang durch die aufgestoßene Autotür herein, schlug Moses auf die Schulter und rief: „Ambassador-Hotel. Helen ist noch eine Viertelstunde an der Rezeption."
Die Reifen quietschten, als wir in die Hauptstraße einbogen, an ihrem Ende ragte das neuerbaute Hotel auf.
Helen war mittelgroß, hatte eine goldbraune glatte Haut, tiefschwarzes Haar und dunkle, blinkende Mandelaugen. Sie stammte von Jamaika, wie ihr Mann Domenico, der tags als Gewerkschaftsmann arbeitete und nachts für „New Africa" schrieb.
Helen zeigte nicht, daß sie Krume kannte. (Moses war zu seinem Taxistand gefahren.) Sie suchte mit einem Finger in der Hotel-Kladde und schrieb dann auf einen Zettel, den sie uns zuschob: „Tür Dining-Room – hinter euch – zwei Männer!" „Zimmer fünf-sechs-null", sagte sie laut. Sie gab Krume den Schlüssel. Krume blinkerte ihr zu. Dann drehte er sich um.
Auch ich sah die beiden Typen. Afrikaner, knappe dreißig, einer hatte einen dünnen Bart von Ohr zu Ohr. Wie ein Kinnriemen sah der aus. Sie schielten an uns vorbei.
Zwei der drei Fahrstühle standen offen. Krume flüsterte: „Wir nehmen dann den rechten." Er faßte mich an der Hand und zog mich zur Treppe, bis wir auch die schleifenden Schritte der Afrikaner hörten. Da puffte mich Krume in die Seite: „Null!" und zerrte mich zurück zum rechten Fahrstuhl. Er drückte die fünf. Die Türen schlossen sich. Der Fahrstuhl stieg.
„Aber die haben doch auch gehört ..." Krume winkte ab.
Als wir im fünften Stock ausstiegen, hörte ich einen Lift kommen. Krume rannte schon die Treppe hinunter. Ich hinterher. Vierter Stock. Dritter Stock. Krume drückte den Knopf. Der dritte Fahrstuhl kam von unten. Zwei Inder stiegen aus. Sie hatten das Konferenzabzeichen angesteckt. Krume grüßte und stieg ein. Ich folgte. „Verdammt, in welchen ...?"
„Ruhig, mein Junge! Drück die Sieben."
„Sieben?"
Vom Siebenten horchten wir nach unten. Die Fahrstuhltüren hinter uns schlossen sich. Der Lift surrte wieder hinab.
„Welche Nummer haben wir denn nun wirklich?"
Auf dem Schlüsselschildchen stand: 00. Krume grinste. Er rannte schon wieder zur Treppe. – Vom sechsten Stock aus hörten wir Stimmen von unten. Die beiden Typen tuschelten. Der eine sagte laut ein scharfes Wort, dann verschwanden sie im mittleren Lift, fuhren aufwärts. Krume sprang die Treppe bis zum vierten Stock hinunter, rief einen Lift. Der linke kam von oben.
„Was hat der Kerl gesagt?" fragte ich Krume.
Der Lift kam. Er war leer. Krume drückte abwärts.
„Was hat der Kerl gesagt!"
„Wenn du det unbedingt wissen willst ... Scheiße, hat er jesacht. Aba uff Swahili."
Helen wartete schon. Sie nahm den Schlüssel zurück. „Domenico ist vor dem Eingang. Ich komme in einer Stunde. Muß noch zum Supermarkt."
„Na, ist die 'ne Wucht?"
Ich habe nur genickt. Ich hatte keinen Atem.
Domenico, groß, sehr schlank, breitschultrig, Bart, große Brille, umarmte Krume, umarmte mich. Mir war schwindelig.
„Siehste, mein Junge, Verbündete mußte haben."

Bis tief in die Nacht wurde geredet, gegessen, getrunken, geredet. Nach Mitternacht schrieb Krume Skizzen zu seiner Rede. Er hatte sich wieder mit dem Mittelfinger an die Stirn getippt: „Im Kopp mußte allet habn", und plötzlich losgelacht. „Mann, und ick hab vajessen, dir det von Suleiman Sadek zu erzählen. Aba det mach ick noch. Späta, vastehste?"
Also „späta", beim nächstenmal dann.

Zeichnung: Erich Gürtzig

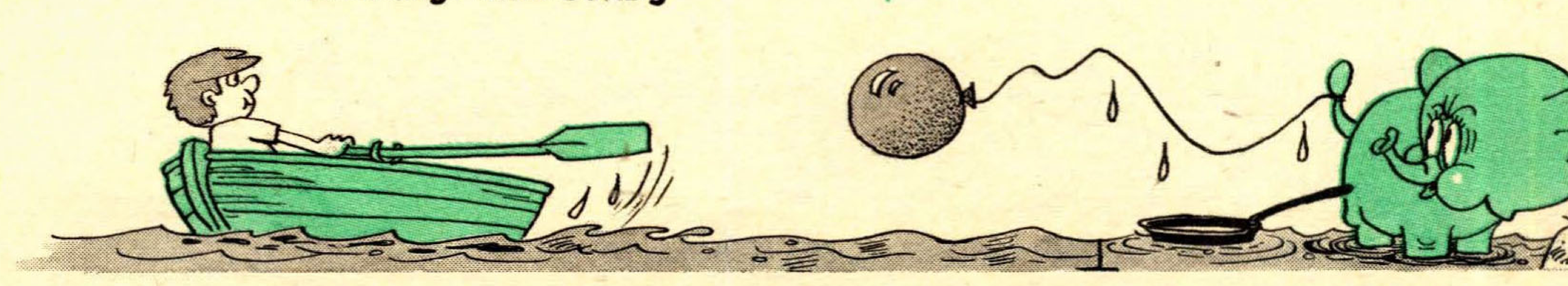
REGENZEIT

Der Himmel
schüttet Wasser
wie aus Eimern.
Die Autos
lassen es
von unten regnen.
Die Nichtschwimmer
fliehen
in ihre Wohnungen.
Wir rennen barfuß
durch die Pfützen,
mit offenem Mund,
können nicht genug bekommen
vom Wasser,
das uns freuen läßt
auf die Sonne,
die uns auf ihrer Strahlenleine
trocknen wird
und in den Himmel
einen Regenbogen malt,
der die Wasserscheuen
aus ihren Wohnungen lockt.

GUNTER PREUSS

Zeichnung: Christine Klemke





Text:
Ulrich Rochow
Fotos:
Klaus Oberst

HEIMATHAFEN:

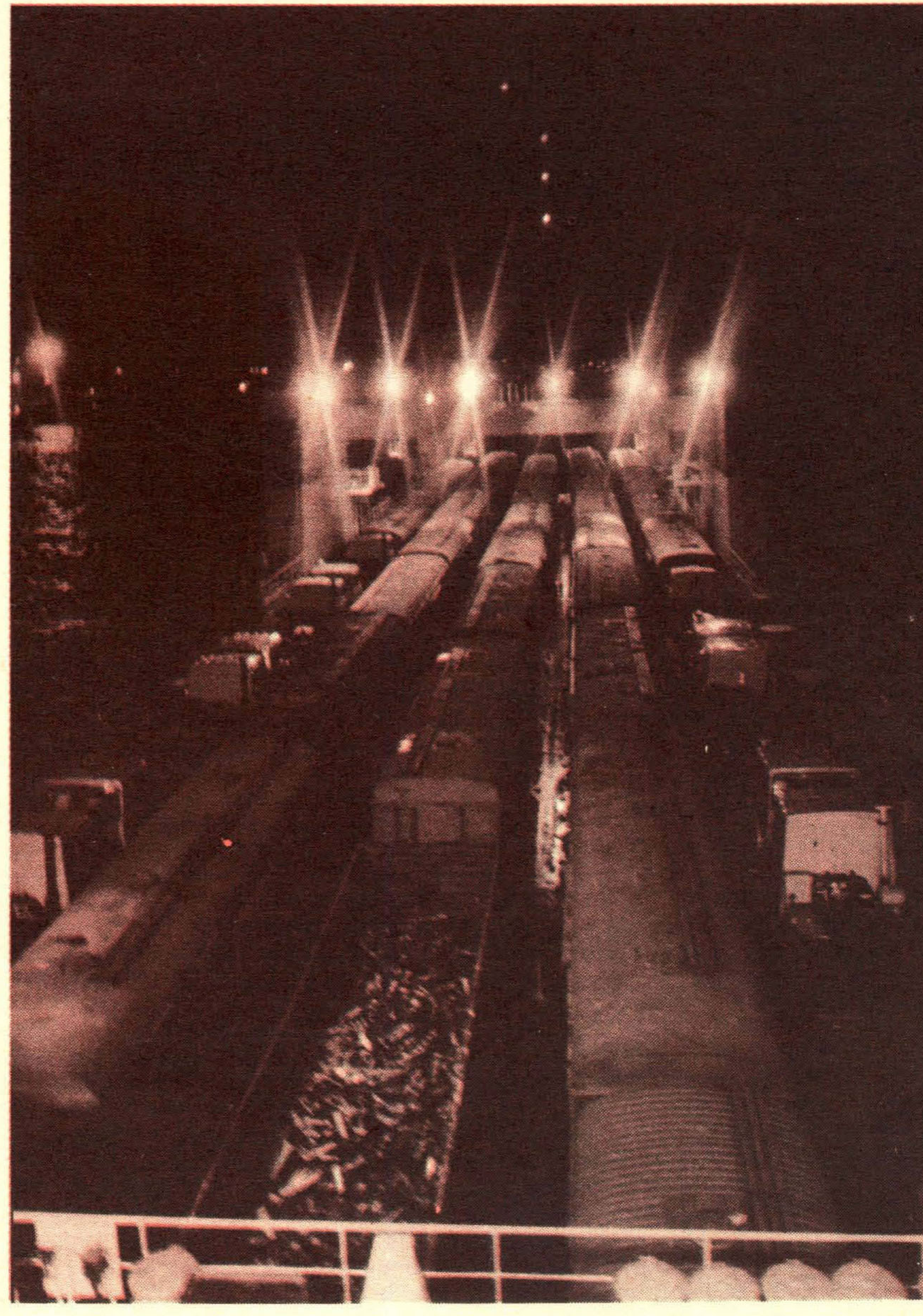


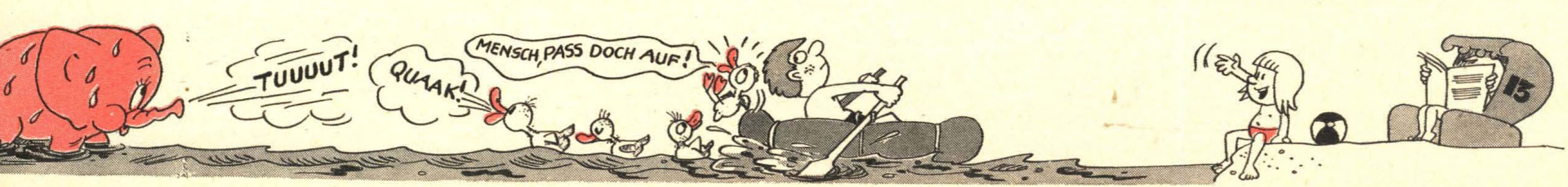
1

Gleichmäßig stampft das Fährschiff „Mukran" bei Windstärke 10 durch die Ostsee. Immer wieder taucht der turmhohe Bug ein, spritzen riesige Brecher das Wasser bis an die Scheiben der Brücke, der Kommandozentrale des Schiffes, die sich 27 Meter hoch über dem Meer befindet. Die Brücke ist für Kapitän Gerhard Thiemann so etwas wie das Zuhause. Fünfundzwanzig Jahre lang führte er das Kommando auf dem FDGB-Urlauberschiff „Völkerfreundschaft". Seit dem 2. Oktober 1986 aber ist er einer der beiden Kapitäne unserer großen und modernen Eisenbahngüterfähre „Mukran" mit Heimathafen Mukran auf Rügen.
So wenig wie der 51jährige Gerhard Thiemann sich vor fünf, sechs Jahren vorstellen konnte, daß er einmal „Fährmann" sein würde, so wenig konnten sich damals die 38 Bewohner des Dörfchens Mukran an der Ostküste Rügens vorstellen, daß hier einmal einer der leistungsfähigsten Fährhäfen unseres Kontinents seinen Betrieb aufnimmt. Genau, wie es der Auftrag des X. Parteitages der SED 1981 vorsah.
Nachdem 1982 die Mukraner Stille einer emsigen Baustelle gewichen war, wuchs in nur viereinhalb Jahren der neue Hafen ins Meer. Dreieinhalbtausend Bauleute aus Betrieben zwischen Saßnitz und Suhl hatten die neue Aufgabe angenommen. Und während dort Pier und Fährbrücke entstanden, bewältigten die Schiffbauer der Wismarer Mathias-Thesen-Werft mit dem originellen Fährentyp den bisher größten Schiffsneubau der DDR.
Kapitän Gerhard Thiemann bewarb sich als „Fährmann". Auch ihn reizte das Neue ...

Wir haben Erntemaschinen, Plasteerzeugnisse und Kinderwagen, produziert in der DDR für die UdSSR, an Bord. Jeder Waggon ist ganz fest verzurrt; denn die See tobt sich aus. Kapitän Thiemann entscheidet, das Schiff auf Reede vor Klaipeda gegen den Sturm zu stellen. Als der Fährriese dazu wenden muß und der Wind plötzlich statt von hinten, voll von der Seite drückt, geht dem Steward Heiko Herzig in der Messe, dem Speisesaal, einiges an Geschirr zu Boden. Dem 20jährigen Heiko ist das neu, denn von einem Schiff der „Weißen Flotte" im heimatlichen Dresden kennt er solchen Seegang nicht.
Am Morgen legt die „Mukran" im Hafen der Stadt Klaipeda an. Kaum ist die 11 700-Tonnen-Fähre fest vertäut, da ruft die Bordhupe „Alle Mann an Deck!" Jede Hand der 46köpfigen Besatzung wird beim Entzurren der Waggons gebraucht. Bereits nach einer Viertelstunde ziehen Hafenloks die ersten Waggons von Bord. Zwei Stunden später werden sowjetische Waggons mit Baumwolle und Kamas-Lkw an Deck geschoben. Nach den letzten Waggons bleiben der Mannschaft sechs Minuten, die Ladung wieder seefest zu verzurren. An diesem Tag sind statt der sonst üblichen Höchstladung von 103 Waggons zwei mehr an Bord. Die sowjetischen Hafenspezialisten haben mit Computerhilfe die Schiffsgleise nach Waggonlänge so vollgestellt, daß zwei Waggons oder eben 140 Tonnen mehr verschifft werden können.
Nach gut drei Stunden, so schnell wie noch nie, können die Anker wieder gelichtet werden. Als das Schiff Kurs aufs offene Meer nimmt, hat sich der Sturm auf Stärke 5 beruhigt.

Gleichmäßig pflügt der Stahlleib die See. Ausguckwache hat Frank Pajonk. Der 25jährige Vollmatrose ist mit Leib und Seele Seemann. Wenn man ihn in der Schule fragte, was er werden wollte, war ihm das egal. Koch oder Elektriker – Hauptsache, damit kann man zur See fahren. Nach der 10. Klasse begann er in Rostock die Lehre in seinem Traumberuf. Und ein Traum ist es auch, auf dem neuen Schiff zu fahren, sagt er. Da er aus Finsterwalde stammt, der Stadt, aus der die berühmten Sänger kommen, wäre vor Jahren noch die Ausguckwache wie für ihn gemacht gewesen· denn einst mußte man singen können. Die Wache hält Ausschau nach anderen Schiffen, die den Kurs des eigenen kreuzen. Sichtet sie etwas auf dem weiten Meer, so meldet sie das der Brücke. Vier Stunden dauert jeweils so eine Ausguckwache. Die unbeliebteste ist zwischen Mitternacht und vier Uhr früh. Die Seemänner nennen sie die „Hundewache". Da werden die Augen schon mal schwer. Und damit der Mann am Steuer sicher war, daß der Ausguck nicht schlief, mußte dieser alle halbe Stunde singen: „Auf der Back ist alles ruhig, alle Lichter brennen."
Heute fährt ein Schiff wie die „Mukran" mit modernen Radarcomputern. Auch bei schlechter Sicht orten sie in Sekundenbruchteilen alles, was im Kurs liegt, geben die Entfernung an. Zur doppelten Sicherheit ist aber noch die Ausguckwache





MUKRAN



3

da. Nur singen muß sie nicht mehr. „Aber das tun wir auch", versichert Frank. „Wenn ich nur an unser letztes Bordfest im Hafen denke ..."
Nach der Ausguckwache hat Frank Freiwache. Zeit fürs Bordschwimmbad und die Sauna. „So etwas gibt es auf keinem anderen Schiff", schwärmt er. Andere Matrosen basteln im Hobbyraum oder an der Fotoausstellung. Sie zeigt alle Bordhöhepunkte. Dazu gehören zum Beispiel die Begegnungen mit den Komsomolzen aus Klaipeda. Wenn dort im Hafen Treibstoff gebunkert wird, man deshalb einmal länger als vier Stunden festmacht, treffen sich die DDR-Seeleute und sowjetische Matrosen im Seemanns-Klub zum gemütlichen Beisammensein.
Kapitän Thiemann hat während der 28-Tage-Fährreise kaum freie Zeit. Aber wenn, dann holt er sich ein Buch aus der Bordbibliothek oder schaut sich einen Videofilm im Bordfernsehen an. Und was macht er, der schon in 60 Ländern war, im Urlaub? Den verlebt er daheim in Rostock. Wenn er Glück hat, ist mal die ganze Familie zusammen. Doch das passiert nicht allzu oft, denn drei seiner vier Kinder fahren ebenfalls zur See – ein Sohn und eine Tochter als Steward und Stewardeß auf unserem FDGB-Urlauber-Traumschiff, der „Arkona".
Einmal im Jahr fährt Gerhard Thiemann ins Märkische um Potsdam. Statt hoher Wellen hier flaches Land. Und wenn er dort Sehnsucht nach dem Meer bekommt, schließt er einfach die Augen, und das Rauschen der Kiefern klingt wie das der See.
Nach knapp 20 Stunden Fahrt tauchen auf dem Radarschirm die Umrisse von Rügens Küste auf. Der Kapitän nimmt wieder seinen Platz auf der Brücke neben dem diensthabenden Offizier ein. Bald grüßen die weißen Konturen der Kreidefelsen von Stubbenkammer. Ein Anblick, auf den sich alle Fahrensleute freuen.
Als das Schiff die den Mukraner Hafen schützende Nordmole erreicht hat, werden die Maschinen gestoppt. Langsam dann, das Wasser des Hafens aufwühlend, dreht die Fähre mit Hilfe eines Schleppers. Mit mecklenburgischer Ruhe und knappen Kommandos bugsiert Kapitän Thiemann den Schiffskoloß an die Fährbrücke. Meter um Meter, bis nur noch ein winziger Spalt zwischen der Brücke und dem Heck bleibt. Nicht einmal vier Zentimeter – genauso breit, wie der maximale Schienenstoß, über den bald die Waggons rollen werden. In dem Augenblick, als das Schiff fest vertäut ist, beginnt der eingespielte Hafenrhythmus des Be- und Entladens. Nichts ist hier Routine, jede Ladung ist anders. Und auch jede Fahrt. Und deshalb hatte auch die hundertste Fahrt noch den Reiz der ersten: bei einem großen Abenteuer sozialistischer ökonomischer Integration selbst dabeizusein, es mit Leistung und Können zu bestehen.
Die Leinen sind wieder gelöst, die Anker gelichtet. „Mukran, ahoi! Volle Fahrt voraus!"
Die Fähre nimmt erneut Kurs auf Klaipeda. Bald ist sie nur noch ein kleiner Punkt auf der weiten Ostsee.

1) Eisenbahnfähre beim Anlegen in Mukran
2) Blick auf das Oberdeck der Fähre
3) Kapitän und 1. Offizier auf der Brücke

In Fakten und Zahlen

– Die Eisenbahnfährverbindung Mukran-Klaipeda ist das derzeit größte Integrationsvorhaben zwischen der DDR und der UdSSR im Verkehrswesen.

– Die Fähre ist ein 11700-Tonner, 190,94 m lang, 28 m breit und hat 7,30 m Tiefgang. Vier 2 650-kW-Motoren sorgen für 15,8 Knoten Geschwindigkeit (fast 30 km/h).

– Die jeweils 506 km zwischen beiden Fährhäfen und zurück werden in 48 Stunden bewältigt.

Berlin ist eine Reise wert

Text und Musik: Manfred Heilmann















1. Unser Land ist so schön.
   Vieles haben wir geseh'n
   von der See bis zum Gebirge.
   Nun kommt uns in den Sinn,
   und da möchten wir mal hin
   in unsre Hauptstadt, nach Berlin

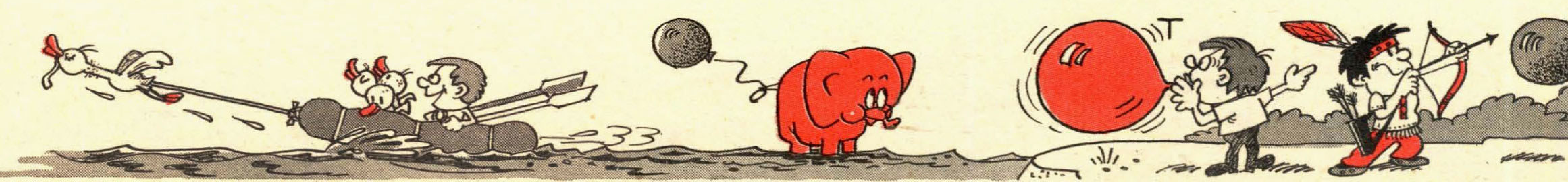
   Berlin, das Herz der Republik,
   ist eine Reise wert.
   Als Friedensstadt bringst du uns Glück
   und wirst von allen sehr verehrt.

2. Diese Stadt, Stück für Stück,
   baut die ganze Republik.
   Sie gehört in unser Leben.
   Hand in Hand geht's voran.
   Und nun seh'n wir uns mal an,
   was da vollbracht entlang der Spree.

   Berlin, das Herz ...

3. Haus an Haus, Baum und Strauch,
   und Paläste gibt es auch
   für's Theater und die Kinder.
   Willst du alles mal seh'n,
   mußt du tausend Tage geh'n
   durch unsre Hauptstadt, groß und schön.

   Berlin, das Herz ...

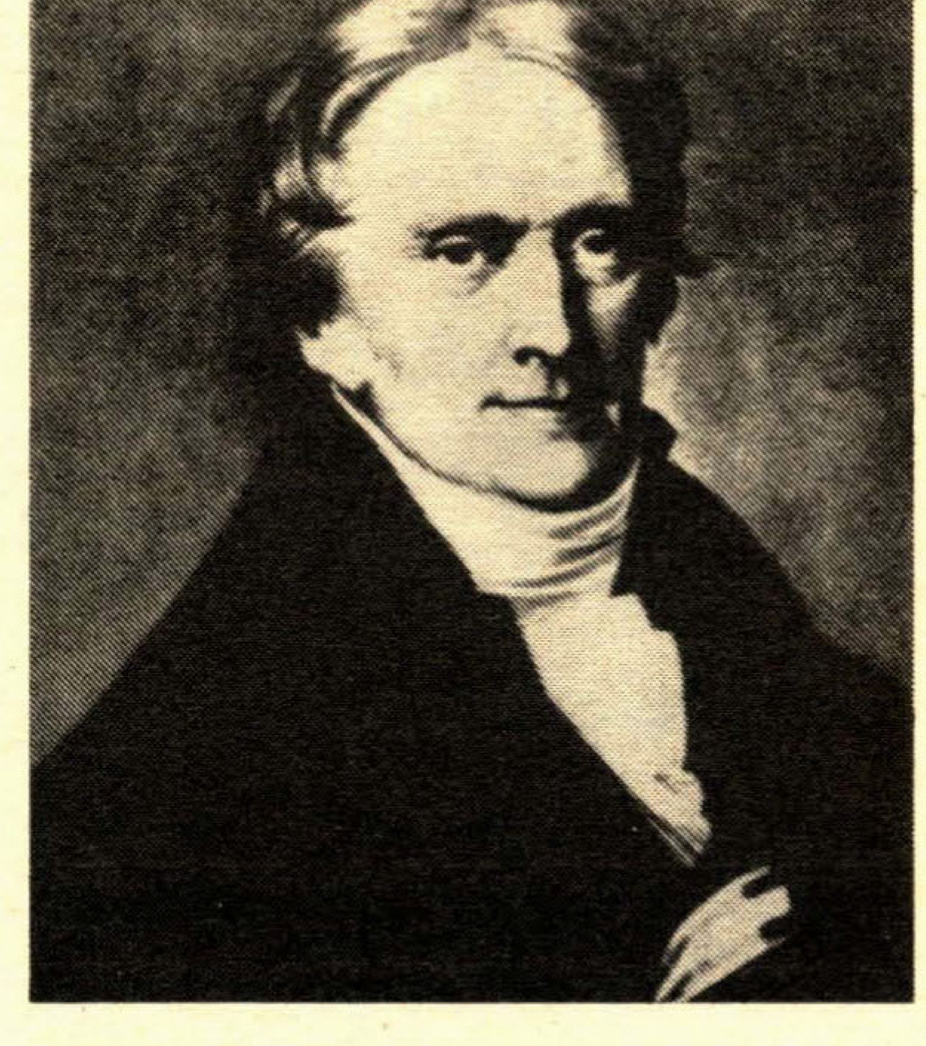


„Lies Er den Vergil!"

Viele berühmte deutsche Ärzte haben in Berlin gewirkt: Robert Koch, der Entdecker des Tuberkelbazillus, der populäre Ernst Heim, Ferdinand Sauerbruch, der Begründer der Thoraxchirurgie, und manch andere. In die Reihen der Großen gehört auch ein Mann, der als knapp Vierzigjähriger zum Direktor der Charité berufen wurde:

Christoph Wilhelm Hufeland.

Hufeland ist einer jener Ärzte, die zum Sinnbild ihres Berufes geworden sind. Warum erinnert man sich seiner so häufig? Was machte ihn berühmt?



Stellen wir uns ihn als einen Zwölfjährigen vor: Er ist groß und schmal, eher zurückhaltend als laut, doch mit Freude an Späßen und vielseitig interessiert. Gerade arbeitet er an seinem „Angenehmen Wochenblatt". Das ist eine kleine Familienzeitung, die dreimal im Jahr erscheint. Er verfaßt alle Beiträge selbst und muß danach das Blatt dreimal ins Reine schreiben, denn seine Tanten haben es abonniert und zahlen ihm jede zwei Taler dafür im voraus. Es ist sein Taschengeld. Plötzlich steht sein Lehrer Restel in der Tür. Christoph hat den Unterricht vergessen.

In seiner Klasse hätte er sicher zu jenen gehört, die den Ton angeben. Aber damals gibt es keine Schulpflicht. Christophs Vater, Leibarzt der Weimarer Herzogin Anna Amalia, hat für seinen Sohn einen Hauslehrer verpflichtet. Restel ist ein zurückhaltender, gewissenhafter, humorloser Mensch. Christoph hat einen strengen Tagesablauf. Er steht um sechs auf, frühstückt eine Semmel mit Milch und liest ein Kapitel der Bibel, macht ausstehende Schularbeiten und beginnt mit seinem Hauslehrer um neun Uhr den Unterricht. „Lies Er den Vergil!" befiehlt Restel. Der Junge trägt den lateinischen Text vor, übersetzt ihn schriftlich ins Deutsche, der Lehrer korrigiert zugleich Orthographie und Ausdruck. Eine Woche später wird das Stück ins Lateinische rückübersetzt und verglichen. Der Schüler darf nicht widersprechen, keinen eigenen Gedanken äußern, nicht einmal „Warum?" fragen. Drei Stunden Mittagspause, wieder drei Stunden Schule, Abendbrot, von acht bis neun dem Vater und den Schwestern aus der Zeitung vorlesen, danach noch ein, zwei Stunden unter Lehreraufsicht einige Texte auswendig lernen. Es gibt in jener Zeit bereits viele Bestrebungen, die Ausbildung zu verbessern. Restels Unterricht ist lebensfern, und doch lernt ein Junge wie Christoph viel durch solche Methoden. Später, als Hufeland seine Biographie schreibt, bekundet er dem Hauslehrer Dankbarkeit. Er habe ihn zu strenger Disziplin gegen sich selbst erzogen und sein Gedächtnis geschult. Restel lehrt ihn auch Bescheidenheit. Manchmal weint Christoph, wenn er sich einsam fühlt. Schwermut nimmt hier ihren Anfang, die ihn oft noch bedrückt. Die nachhaltigste Prägung dieser Jahre heißt: Denk mehr an andere als an dich! Darin bestärkt ihn auch der Vater. Ein richtiger Arzt muß vor allem an seine Patienten denken.

Zu Fuß zu den Patienten

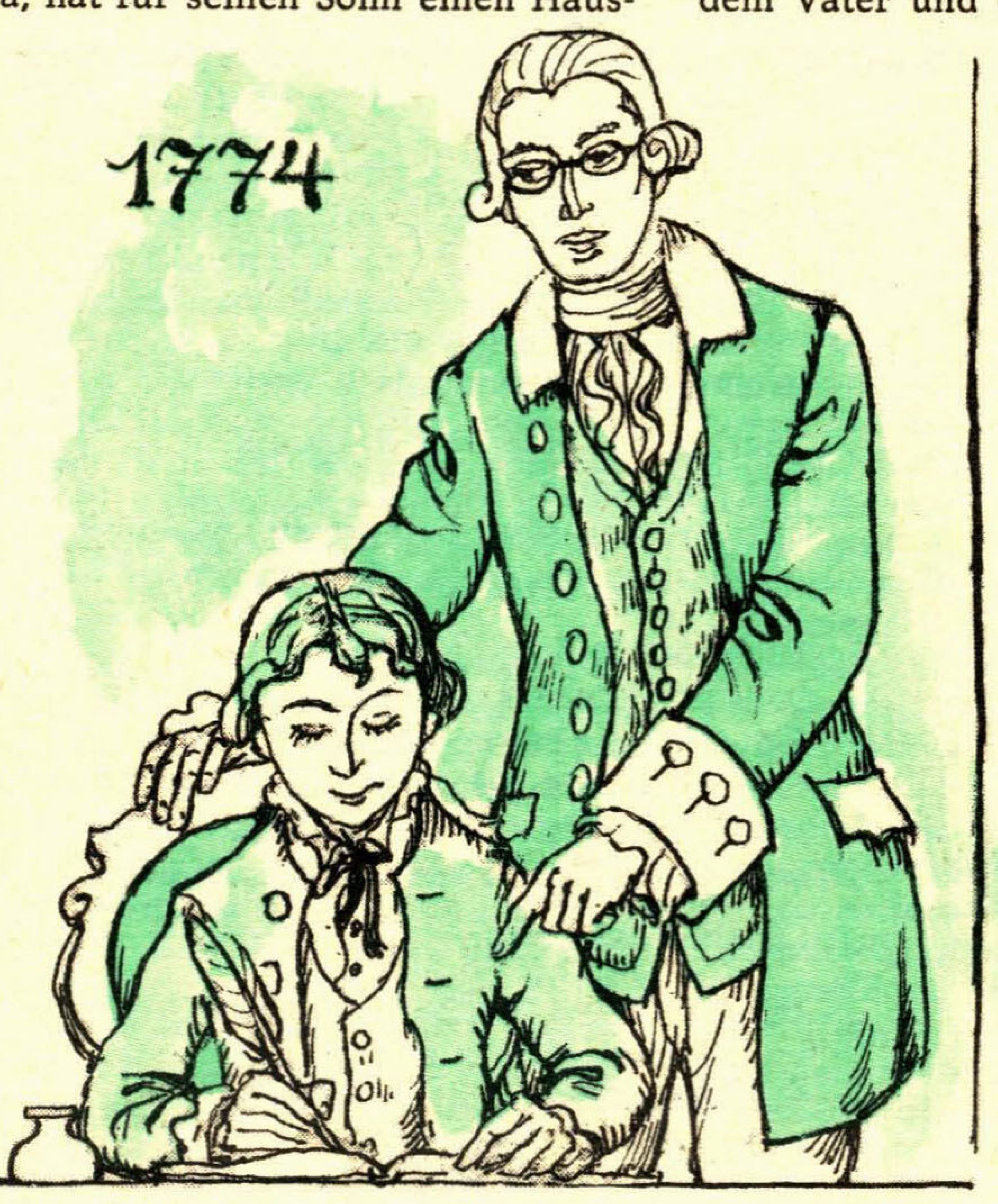
Natürlich hat Christoph wie sein Vater und sein Großvater Medizin studiert, ein Jahr an der Jenenser Universität; dann wechselte er in das berühmte Göttingen. Jetzt lebt er wieder in Weimar. Er hat die Praxis des Vaters übernommen. Die Eltern sind beide tot. Die Arbeit ist überaus anstrengend. Meist sind seine Patienten Bauern. Zu Fuß, zu Pferd, im Wagen nur, wenn ein reicher Bauer einen schickt, reist er nach Vippach, Kölleda, Heldrungen, über abscheuliche Wege, um die Kranken zu behandeln. Es ist noch Sitte, daß er die Arznei, die er verordnet, auch selbst herstellt; also sitzt Hufeland abends zu Hause und zerstößt Pulver, dreht Pillen und trägt alles in die Krankenbücher ein, um später die Rechnung ausstellen zu können. Die Patienten bezahlten damals den Arzt – oder auch nicht. Vielen armen Patienten schenkt Hufeland die Kosten, obwohl er in der ersten Zeit seines Wirkens selbst Not leidet.

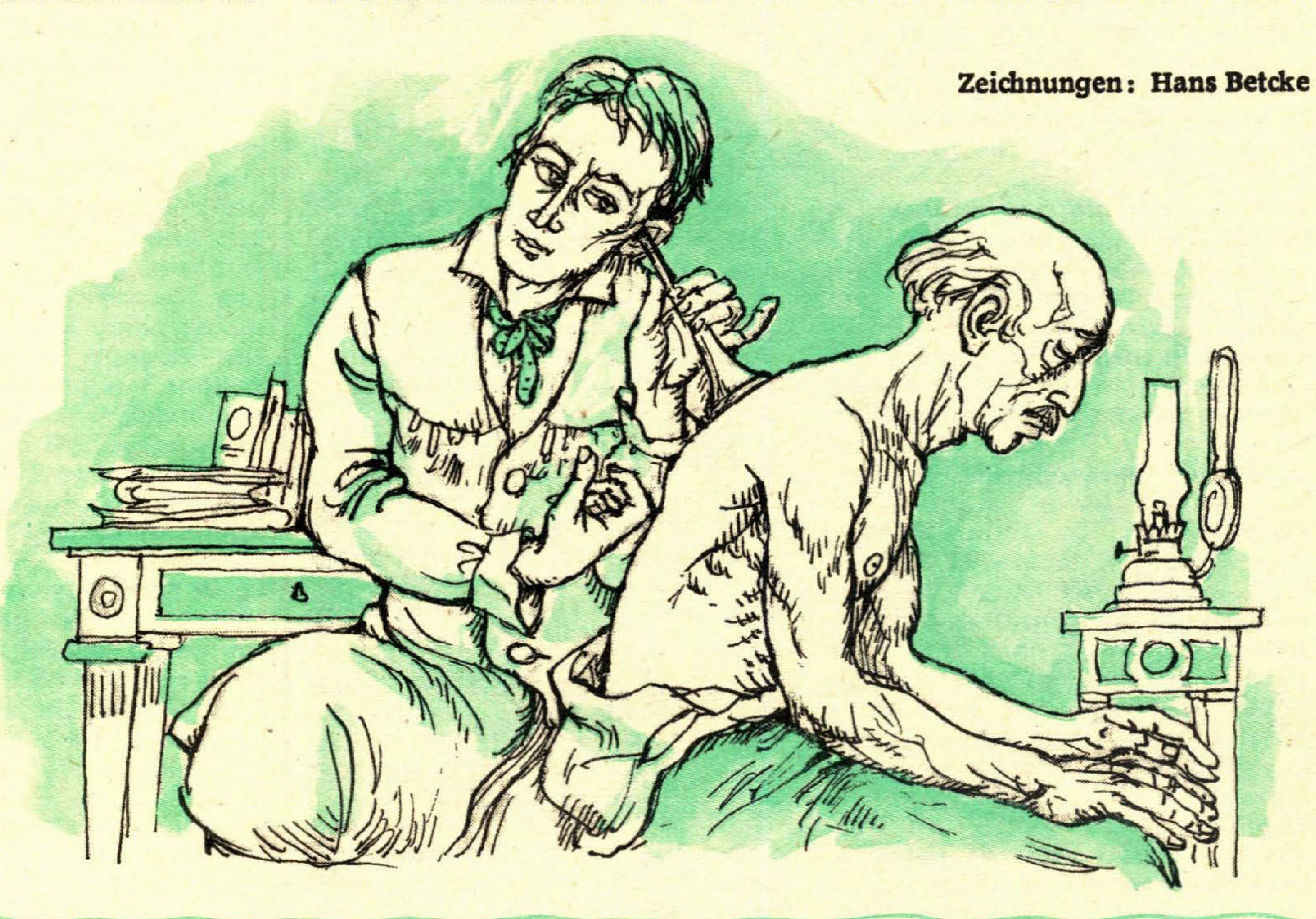
In jener Zeit tut Hufeland viel, um die Pockenimpfung in seinem Wirkungskreis durchzusetzen; auch ist er einer der ersten, die Kinder behandeln. Solche Kranken blieben damals den Hebammen oder Schäfern überlassen. Er versucht, den überall herrschenden Geisterglauben auszurotten und schafft sich durch Beobachtung und Experiment ein sicheres praktisches Wissen.

Weimar, seine Wirkungsstätte, ist in jenen Tagen ein bekannter Ort. Goethe wirkt hier und zieht auch Hufeland, von dem er sich behandeln läßt, in seinen großen Bekanntenkreis. Der junge Arzt ist belesen und aufgeweckt. Noch immer ist ihm die Lust verblieben, selbst zu schreiben. Seit kurzem hat er begonnen, ein umfassendes Werk über die Möglichkeit zu verfassen, ein langes Leben zu führen. Eines Freitags abends liest er vor einem Kreis interessierter Zuhörer daraus vor. Der Herzog ist dabei und wird von Hufelands Rede so fasziniert, daß er beschließt, ihm eine Professur an der Universität Jena zu geben.

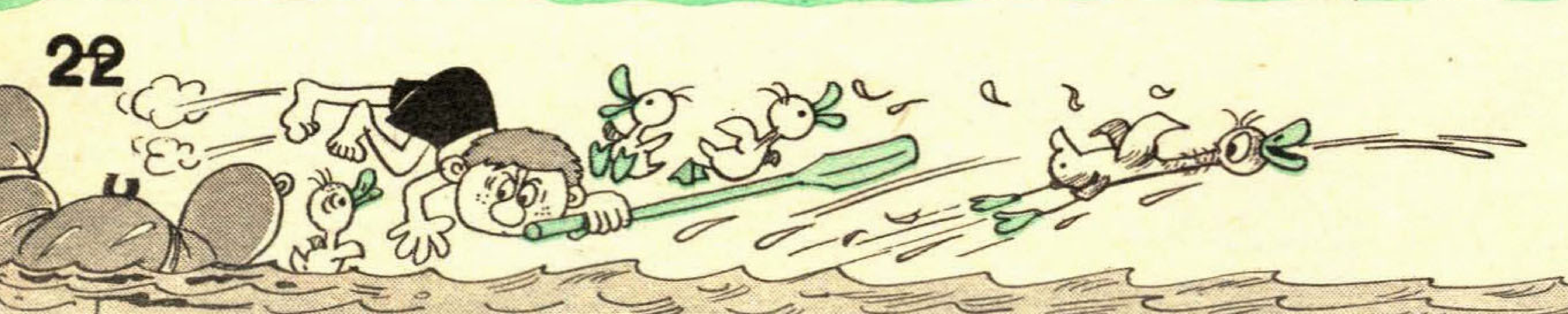
Die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern

Als Hufeland mit seiner Frau Juliane und seinen drei Kindern nach Jena zieht, ist er einunddreißig Jahr alt. Seine Vorlesungen sind bald überfüllt, weil er interessant und lebensnah ausbildet. Das Buch





Zeichnungen: Hans Betcke





„Makrobiotik oder die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern" erscheint drei Jahre später und macht ihn zu einer europäischen Berühmtheit. Er stellt darin erstmals Regeln für die Lebensführung auf, von denen viele noch heute Gültigkeit haben. Acht Jahre lang hat er das medizinische Wissen seiner Zeit nach Erkenntnissen durchgesehen, die helfen, Krankheiten vorzubeugen. Noch waren die großen naturwissenschaftlichen Forschungen nicht gemacht, die die Medizin auf eine solide Basis stellten. Hufeland muß allein ärztliche Erfahrung zu Rate ziehen, wenn er seinen Zeitgenossen Ratschläge gibt, sich gesund zu verhalten. Er erhält manche Angebote, nach Kiel, Leipzig oder Pavia an die Universität zu gehen. Der Zar will ihn zum Leibarzt machen. Erst als ihn der preußische König nach Berlin beruft, sagt er zu. Hufeland wird der Direktor der Charité.

Die Berliner verehren ihn

Dem Leibarzt des Königs und der Königin geht es äußerlich so gut wie nie zuvor in seinem Leben. Er bezieht ein schönes Haus im Tiergarten, fährt mit eigenem Wagen aus, seine Frau wird bewundert. Bald verbindet ihn eine feste Freundschaft mit Berlins bekanntestem Arzt, mit Ernst Heim. Künstler und Gelehrte treffen sich bei den beiden: Schlegel, Tieck, der Philosoph Schleiermacher, die leitenden Ärzte der Charité. Auch Schiller besucht ihn einmal. Aber Hufeland arbeitet in Wahrheit sehr hart und hat wenig Freizeit. Er ist Direktor des Collegium Medicum, eine Stelle, die heute ein Minister einnehmen würde. Er beaufsichtigt das ganze preußische Gesundheitswesen. Er ist aber auch jeden Tag in der Charité am Krankenbett oder beim Unterricht der Studenten zu finden. Dazu macht er 30 bis 40 Krankenbesuche täglich. Er sorgt für viele Verbesserungen in der Charité, oft im zähen Kampf gegen die Behörden, er schreibt Bücher, er gibt ein Journal heraus. Nach dem Friedensschluß von Tilsit wird es nötig, in Berlin endlich eine Universität zu gründen. Zusammen mit Wilhelm von Humboldt ist auch Hufeland daran beteiligt, eine Lehrstätte zu schaffen, die sich in Deutschland schnell eines guten Rufes erfreut. Er wird ihr erster Dekan, sein Sohn Eduard der erste Student der medizinischen Fakultät. Die Berliner verehren ihn noch mehr, als er die erste Poliklinik einrichtet, in der auch die Mittellosen von den besten Ärzten Berlins behandelt werden.
Mit seiner unermüdlichen Arbeit wird er zum Vorbild für jeden Arzt. Das gilt bis heute. Deshalb verleiht die Regierung der DDR an die besten Ärzte und Schwestern des Landes alljährlich die Hufeland-Medaille.

Text: Hannes Hüttner

Ein Berliner von Format

Der festliche Saal an der Straße Unter den Linden war bis auf den letzten Platz gefüllt, und noch immer drängten Berliner herbei und begehrten Einlaß. Es schien, als wollte sich die ganze Stadt versammeln, um Humboldt zu sehen und zu hören – Alexander von Humboldt, den großen Reisenden, den bedeutendsten Gelehrten ihrer Zeit, der Südamerikas Urwälder durchquert, reißende Ströme befahren hatte, der über Lavafelder und Gletscher hinaus zum Gipfel des Chimborazo gestiegen war und hinunter in den Krater eines Vulkans, bis ihn der Gluthauch aus dem Erdinnern zur Umkehr zwang.
Was für Strapazen! Im löchrigen Boot auf dem Urwaldstrom, vorüber an schnappenden Krokodilen! Von giftigen Insekten umsurrt, krank am Tropenfieber, mit dem Haumesser in der Faust gegen Riesenschlangen! Was für Abenteuer – und alles um der Wissenschaft willen! Es hieß, erst habe er dreißig gezimmerte Kisten voll naturkundlichen Sammlungen über den Ozean nach Europa geschickt, dann erst kam er selber und beschrieb zwanzig Jahre lang in dreißig Büchern die wissenschaftliche Ausbeute seiner Expedition. Beschrieb sie für die gelehrte Welt. Jetzt aber, jetzt berichtete er den einfachen Leuten, den bildungshungrigen Berlinern.

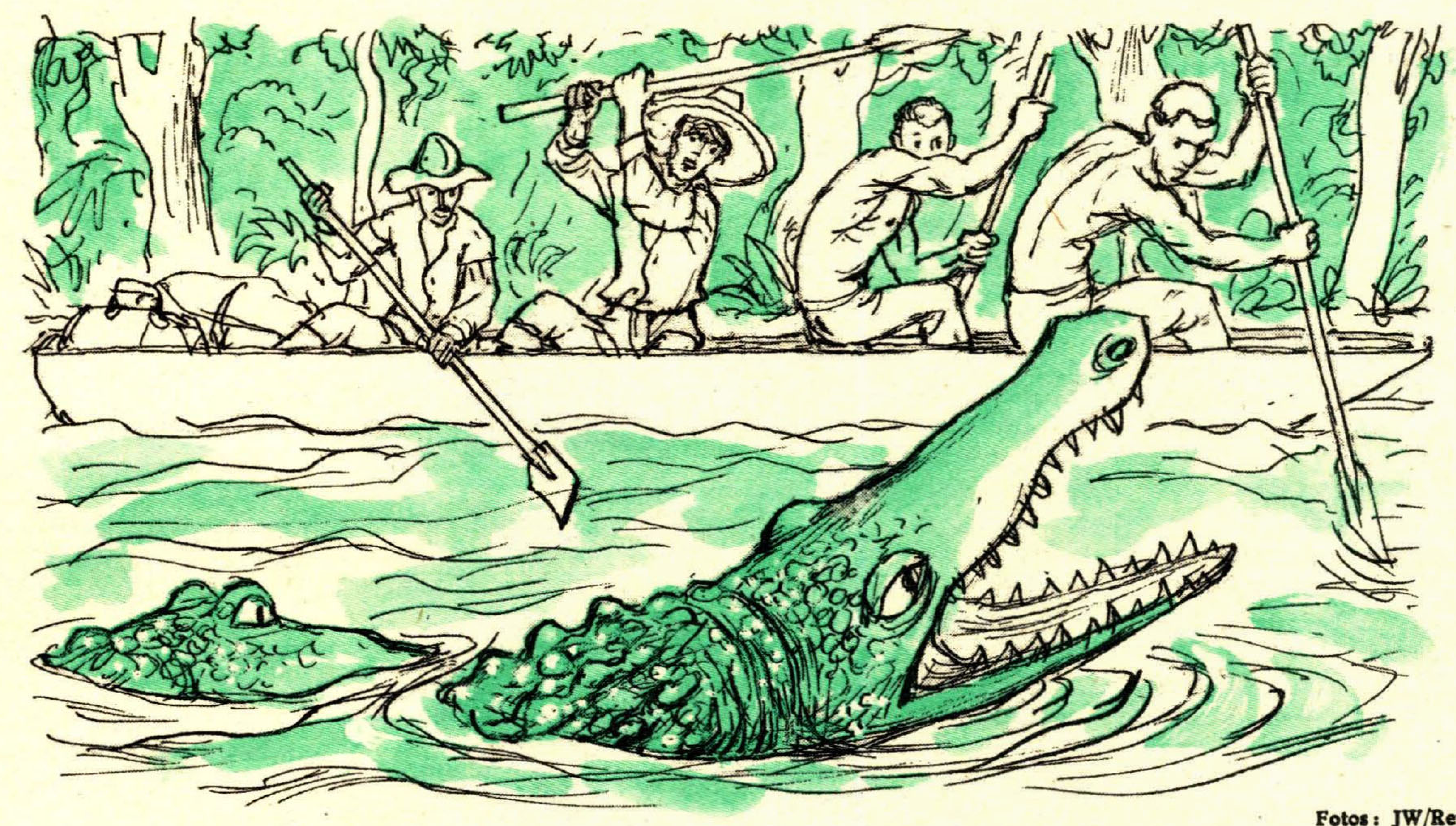
Da trat er aufs Podium, gar kein Hüne von Gestalt, wie man hätte denken sollen, sondern ein schlanker, fast zierlicher Mann mit hoher Stirn und grauen Locken. Er begann zu sprechen. Die Berliner lauschten stumm.



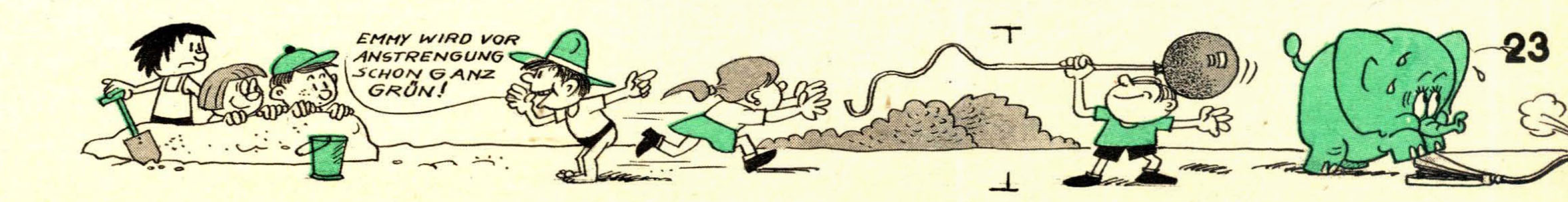
Einer saß in der ersten Reihe, ein steinalter Herr, die Hände auf seinen Stock gestützt. Unverwandt starrte er auf den Gelehrten dort oben und las ihm jedes Wort gleichsam von den Lippen ab. Wieder und wieder schüttelte er das kahle Haupt. Schon wurden die Leute hinter ihm unruhig. Will er's denn besser wissen als der große Humboldt? – Aber nein, der alte Hauslehrer Christian Kunth dachte fünfzig Jahre zurück. Er sah das blasse, ewig kränkelnde Jungchen Alexander am Tisch sitzen und seufzend mit krakeliger Feder das Abc und das kleine Einmaleins aufs Papier malen. Ein guter Junge, doch so verträumt und so schwächlich. Große Hoffnungen konnte er, der Lehrer, nicht in ihn setzen. Nun aber, ein halbes Jahrhundert darauf, lauschte er seinem fesselnden Vortrag und konnte nicht anders, als den Kopf schütteln und murmeln: „Von wem er's nur hat! Von wem er's nur hat!"

Alexander von Humboldt, geboren am 14. September 1769 in Berlin, war der führende Naturwissenschaftler der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Ursprünglich Bergbaubeamter und Bergingenieur, unternahm er 1799 bis 1804 gemeinsam mit dem französischen Botaniker Bonpland eine Expedition durch Süd- und Mittelamerika, die beispielgebend wurde für die Erforschung der Erde. Eine weitere Expedition führte ihn in die Gebirgswelt Mittelasiens. Bald neunzigjährig, faßte er die Erfahrung seines reichen Forscherlebens in seiner Weltbeschreibung „Kosmos" so leichtfaßlich zusammen, daß dieses Werk zum meistgelesenen Buch seiner Zeit wurde. „Mit dem Wissen kommt das Denken und mit dem Denken der Ernst und die Kraft in die Menge", so lautete sein Wahlspruch. Alexander von Humboldt starb am 6. Mai 1859 in Berlin. Seinen Namen tragen Gebirge in Amerika und Asien, zwei Meeresbuchten, eine Meeresströmung, ein Fluß, ein See, ein Gletscher, die er erforscht hat, zwei Städte und – ihm und seinem Bruder Wilhelm zu Ehren, dem großen Kulturpolitiker und Sprachwissenschaftler – die Universität unserer Hauptstadt Berlin.

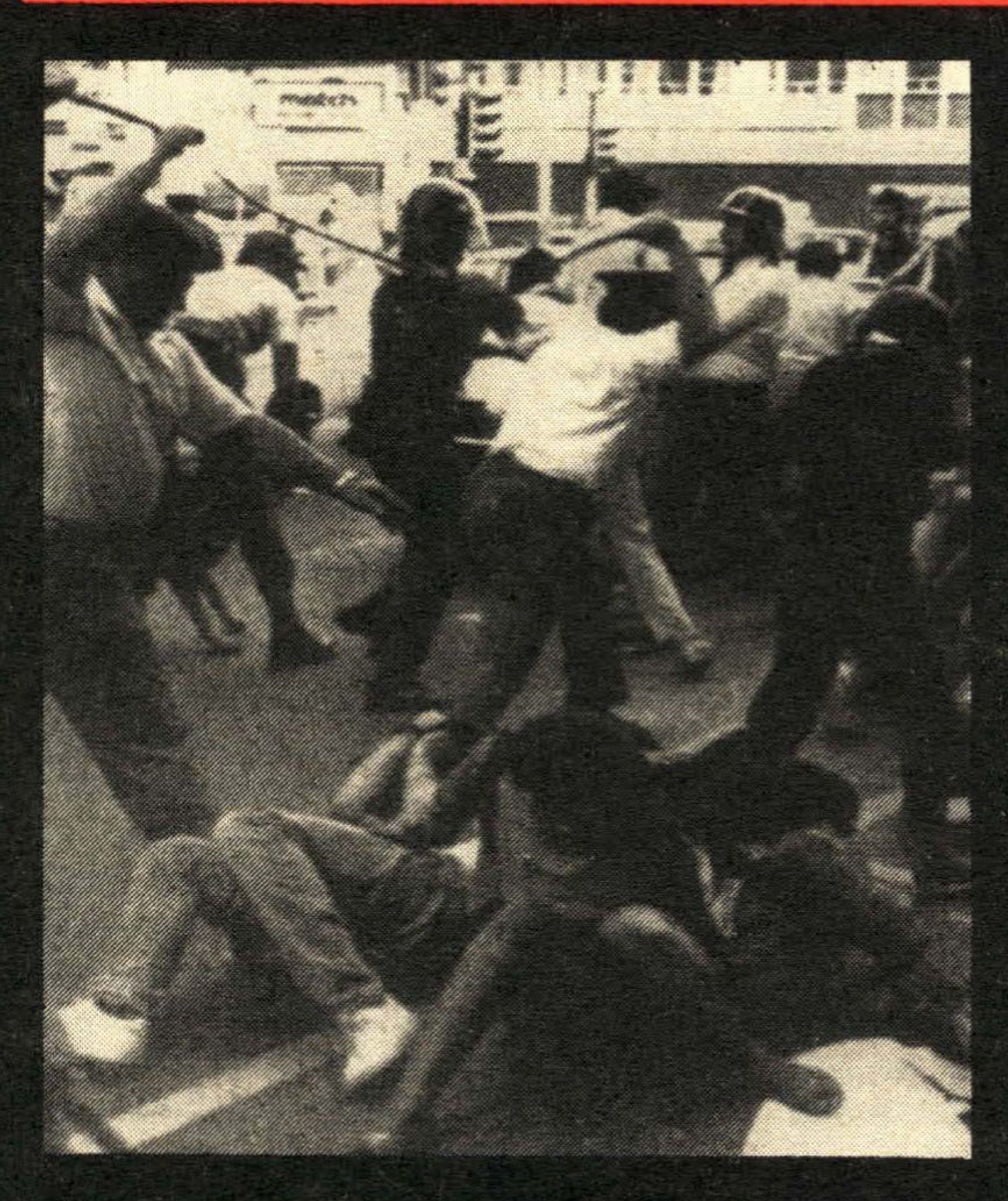
Text: Helga und Hansgeorg Meyer



Fotos: JW/Repro

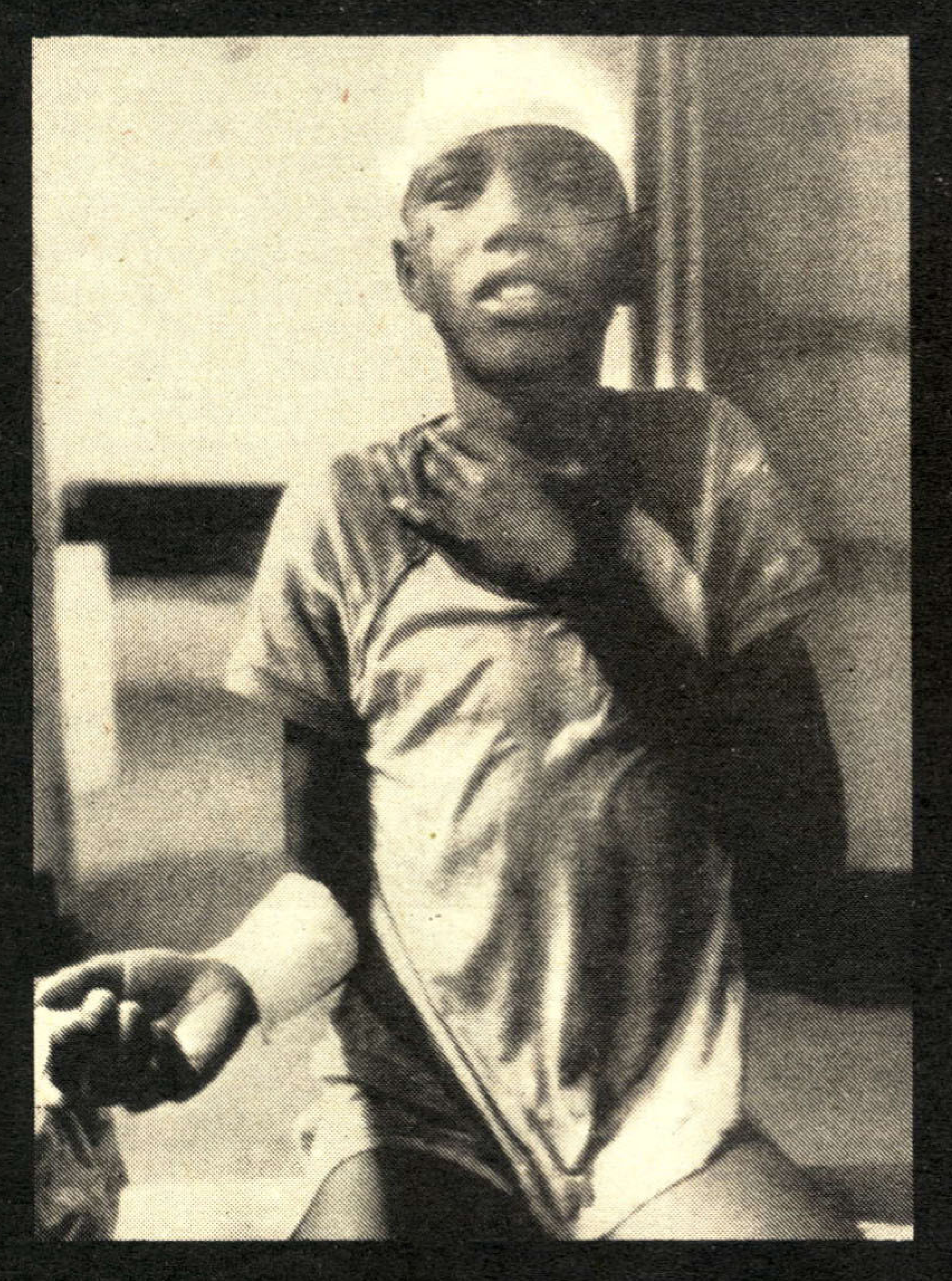


MORD AN KINDERN





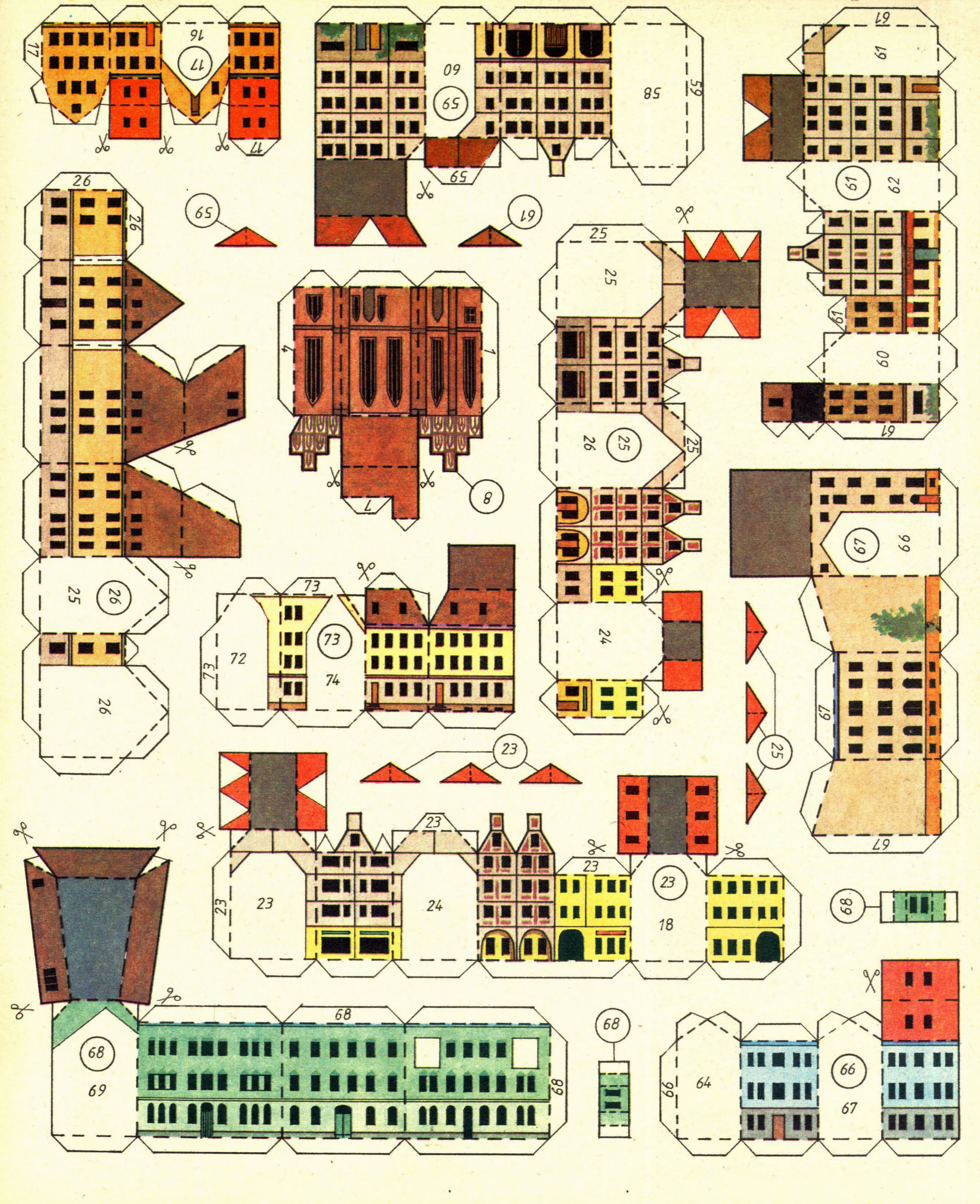
„Sie kommen mit Autos angerast, schießen um sich. Es ist ihnen egal, wer getötet oder verletzt wird. Es kümmert sie nicht." Das berichtet ein kleiner farbiger Junge von seinem Alltag in Südafrika. Das schlimmste Erlebnis für ihn war, als er mitansehen mußte, wie die Polizei einen Mitschüler vor seinen Augen erschoß. In Südafrika terrorisieren täglich schwerbewaffnete Polizisten die farbige Bevölkerung. Männer, Frauen und Kinder werden verfolgt, man prügelt auf sie ein, schießt ohne Grund. „Wir mußten lernen, die verschiedenen Uniformen und Fahrzeuge der Sicherheitskräfte zu unterscheiden. Schon die kleinen Kinder in den Ghettos, den Siedlungen, wo die farbige Bevölkerung zwangsweise leben muß, wissen, welche Einheiten schießen, um zu töten", erzählt ein Mädchen aus dem Ghetto Soweto.
Es ist kaum zu glauben, aber die Polizei verhaftet auch Minderjährige. Unter den 4 000 Jungen und Mädchen, die gegenwärtig in südafrikanischen Gefängnissen eingesperrt sind, gibt es selbst sechs- bis siebenjährige Kinder. Sie werden geschlagen, mit Elektroschocks gefoltert, Wochen oder sogar Monate festgehalten, ohne daß die Eltern erfahren, in welchem Gefängnis ihre Kinder sind.
Mit diesen Grausamkeiten wollen die Herrschenden in Südafrika, eine Minderheit von Menschen weißer Hautfarbe, ihre Macht über Millionen farbiger Bürger aufrechterhalten, das System der Apartheid retten. Was Apartheid ist?
In Südafrika herrscht das unmenschliche System der Rassentrennung. Alle wichtigen Positionen im Staat und in der Wirtschaft sind in der Hand dieser weißen Minderheit. Sie haben Gesetze erlassen, daß Menschen anderer Hautfarbe keine Rechte haben, nur in bestimmten Gebieten des Landes oder am Rande großer Städte wohnen dürfen.



Farbige Kinder dürfen nicht die Schulen besuchen, in denen weiße Kinder lernen. Farbigen Bürgern ist es nicht gestattet, sich in Parks aufzuhalten, die Weißen vorbehalten sind, Bürgersteige, Eingänge, Omnibusse mit Weißen gemeinsam zu benutzen. In den Bergwerken schuften afrikanische Bergleute. Sie fördern Gold, Diamanten und andere auf dem Weltmarkt begehrte Rohstoffe. Sie arbeiten in den Fabriken ausländischer Konzerne, vor allem in Konzernen aus den USA. Die Besitzer der Bergwerke, Banken und Konzerne werden dadurch reich – die Bergleute, die Arbeiter und ihre Familien aber leben in unvorstellbarem Elend. Sie wohnen in den Ghettos in Elendsbehausungen. Dort gibt es kein sauberes Wasser, kaum Ärzte, Lehrer und Schulen. Rund drei Millionen südafrikanische Kinder leiden an Hunger und Unterernährung.
Während für Südafrikas weiße Kinder moderne Schulen, Lehrmittel und qualifizierte Pädagogen kostenlos zur Verfügung stehen, muß der Unterricht für farbige Kinder von deren Eltern bezahlt werden. In der Regel sind die Eltern jedoch so arm, daß die Kinder entweder überhaupt nicht oder die Schule nur bis zur 5. Klasse besuchen können. Die Kinder wehren sich gegen diese Ungerechtigkeit mit einem Boykott der Schulen, werden von Lehrern an geheimen Orten unterrichtet. Aber alle öffentlichen Proteste sind lebensgefährlich. Es drohen nicht nur hohe Geldstrafen oder Gefängnis. Über zweihundert Kinder starben allein im vergangenen Jahr bei Demonstrationen durch Tränengas, Schrot- oder Gummigeschosse, scharfe Munition und an den Folgen der Folterungen in Gefängnissen. Die Angehörigen der Polizei oder der Armee der Rassisten erhalten für den Mord an Menschen schwarzer Hautfarbe fast niemals eine Strafe. So wurde ein weißer Polizist von der Rassistenpolizei freigesprochen, der in eine Gruppe friedlich demonstrierender Schüler geschossen und zwei Kinder ermordet hatte.
Dieses System der Apartheid existiert seit Jahrzehnten. Es wird von imperialistischen Ländern mit Waffen und Geld unterstützt, imperialistische Länder treiben auch heute noch Handel mit den Rassisten – obwohl die Mehrheit der fortschrittlichen Länder, die Mehrheit der Menschen auf der Welt das Rassistenregime verurteilt. Doch die weiße Minderheit in Südafrika ahnt, daß ihr unmenschliches System in Gefahr ist; denn seit langem setzt sich die farbige Bevölkerung gegen die Unterdrückung, die Ausbeutung, die Rechtlosigkeit zur Wehr. Sie fordert die Beseitigung der Rassentrennung, Maßnahmen gegen Hunger und Elend. Sie kämpft für ein Südafrika, in dem alle Menschen gleichberechtigt leben können. An der Spitze dieses Kampfes steht die nationale Befreiungsorganisation, der „Afrikanische Nationalkongreß – ANC". Die Rassisten haben diese Organisation verboten, ihren Führer, Nelson Mandela, ins Gefängnis geworfen.
Trotz dieser Gewalt, diesem Terror und sicher auch der Angst, wächst die Zahl der Proteste, wächst die Zahl der Menschen, die die Apartheid nicht mehr erdulden wollen. An ihrer Seite kämpfen wir, so wie Millionen Menschen in der ganzen Welt.

Text: Martina Doering
Fotos: ADN/ZB





TOM SAWYERS ABENTEUER

Teil 1 Erste Liebe

Seit dem Tode der Eltern lebt Tom Sawyer im Hause seiner Tante Polly, die ihn mit Liebe und, wie sie glaubt, mit Strenge erzieht. Toms bester Freund in der kleinen Stadt am Ufer des Mississippi ist Huckleberry Finn, der verwahrloste Sohn eines Alkoholikers. Huck geht nicht zur Schule, treibt sich herum und wird deshalb von allen Kindern beneidet. Der Umgang mit ihm verdirbt die Sitten und ist streng verboten!

Nacherzählt und illustriert von Hans Betcke nach Mark Twain

1. „Tom!" – Keine Antwort. Wo der Bengel nur steckt? – „Halt, du warst doch an der Marmelade!" ruft Tante Polly empört. „Sieh mal dort, Tantchen!" Sie dreht sich erschrocken um, und schon ist ihr Tom entwischt, unbekannten Abenteuern entgegen.







2. Ein fremder Junge kreuzt seinen Weg, noch dazu solch ein Lackaffe. Tom mustert ihn: „Hau lieber ab, du Angeber!" „Hau selber ab!"

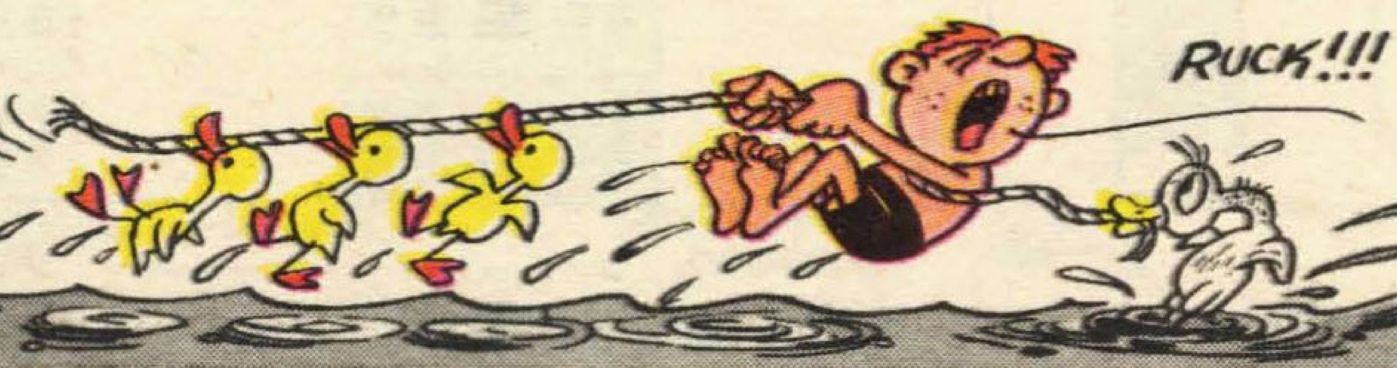
3. Eine handfeste Prügelei entwickelt sich. Sie endet mit Toms Sieg und der schmählichen Flucht des Feindes.

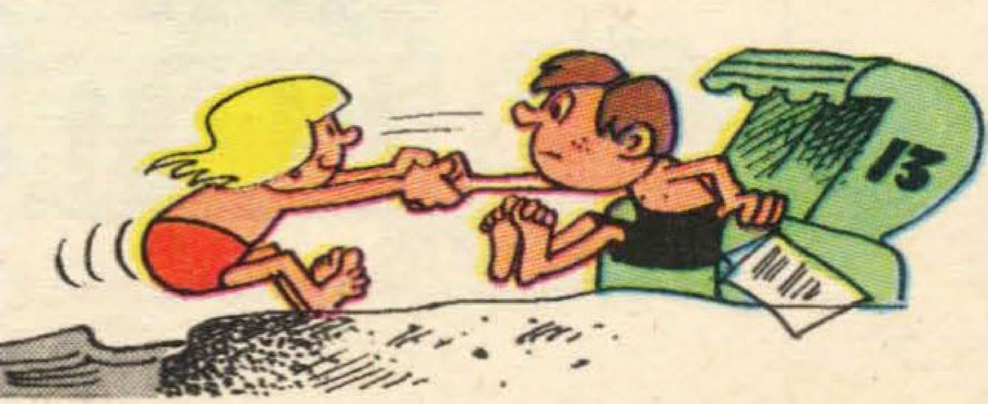
4. Spät kommt Tom nach Hause, schmutzig und abgerissen. „Zur Strafe streichst du morgen, am Sonntag, den Gartenzaun!"



5. Bitter ist es, feiertags schuften zu müssen, zum Spott der Freunde. Doch Tom tut, als störe es ihn nicht, im Gegenteil: Mit Eleganz schwingt er den Pinsel, tritt zurück und betrachtet prüfend sein Werk. Ben Rogers kommt vorbei und wird aufmerksam. „Laß mich doch mal, Tom." „Ich darf's nicht. Es muß ganz genau gemacht werden." Ben bietet einen halben, dann einen ganzen Apfel. Scheinbar widerstrebend willigt Tom ein. Auch Joe Harper, Billy Fisher, Johnny Miller und andere gehen auf den Leim.
Am frühen Nachmittag ist der Zaun gestrichen, und Tom Sawyer besitzt zwölf Murmeln, einen Angelhaken, einen Türgriff aus Messing, ein Hundehalsband, sechs Knallfrösche und mehrere ähnliche Kostbarkeiten. Er ist frei und kann sich in der Stadt umsehen.

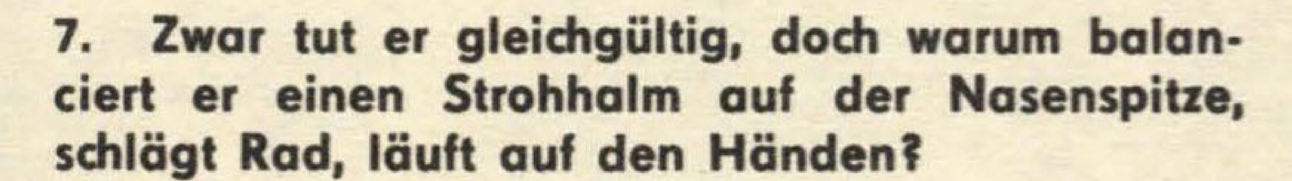




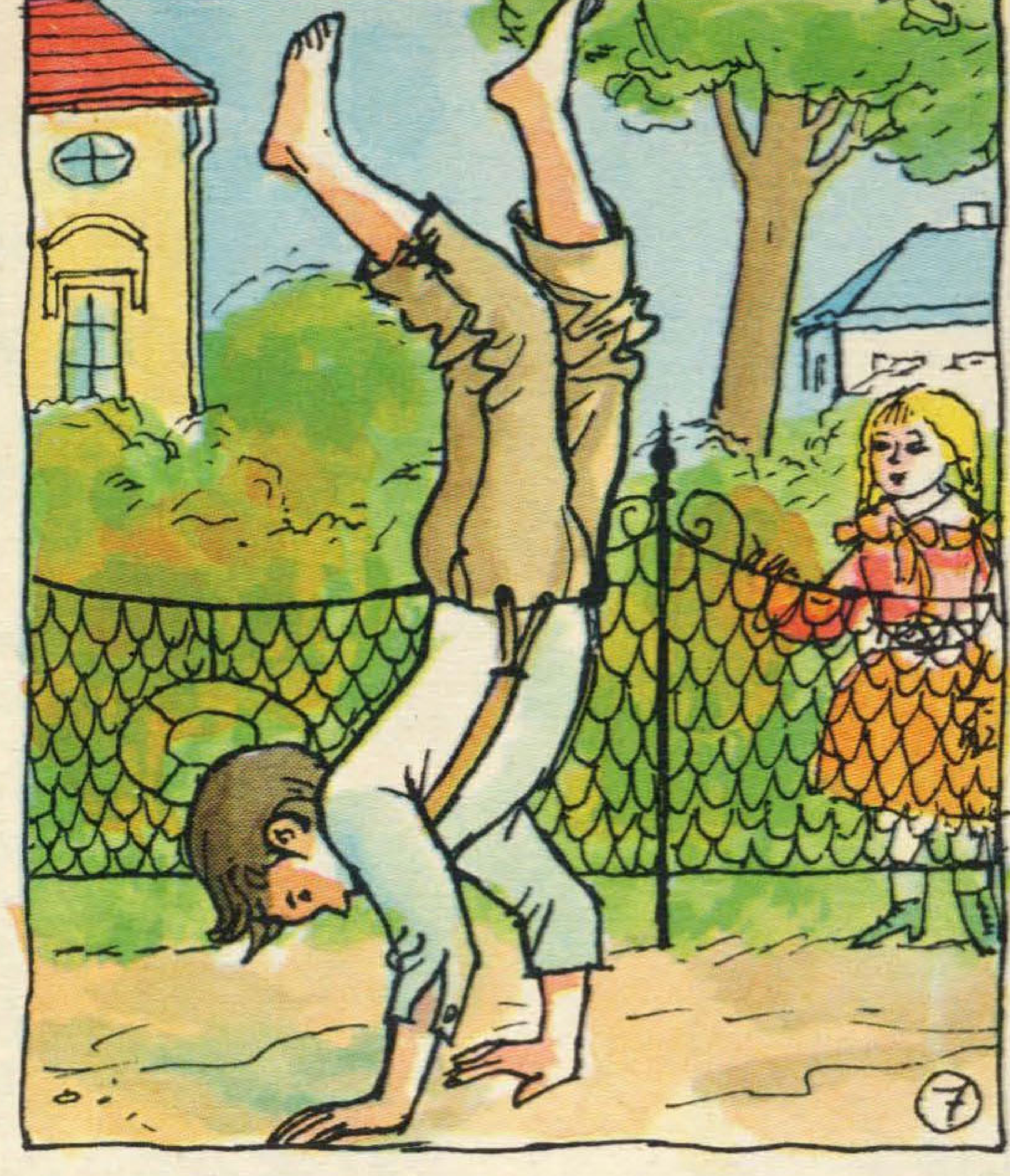




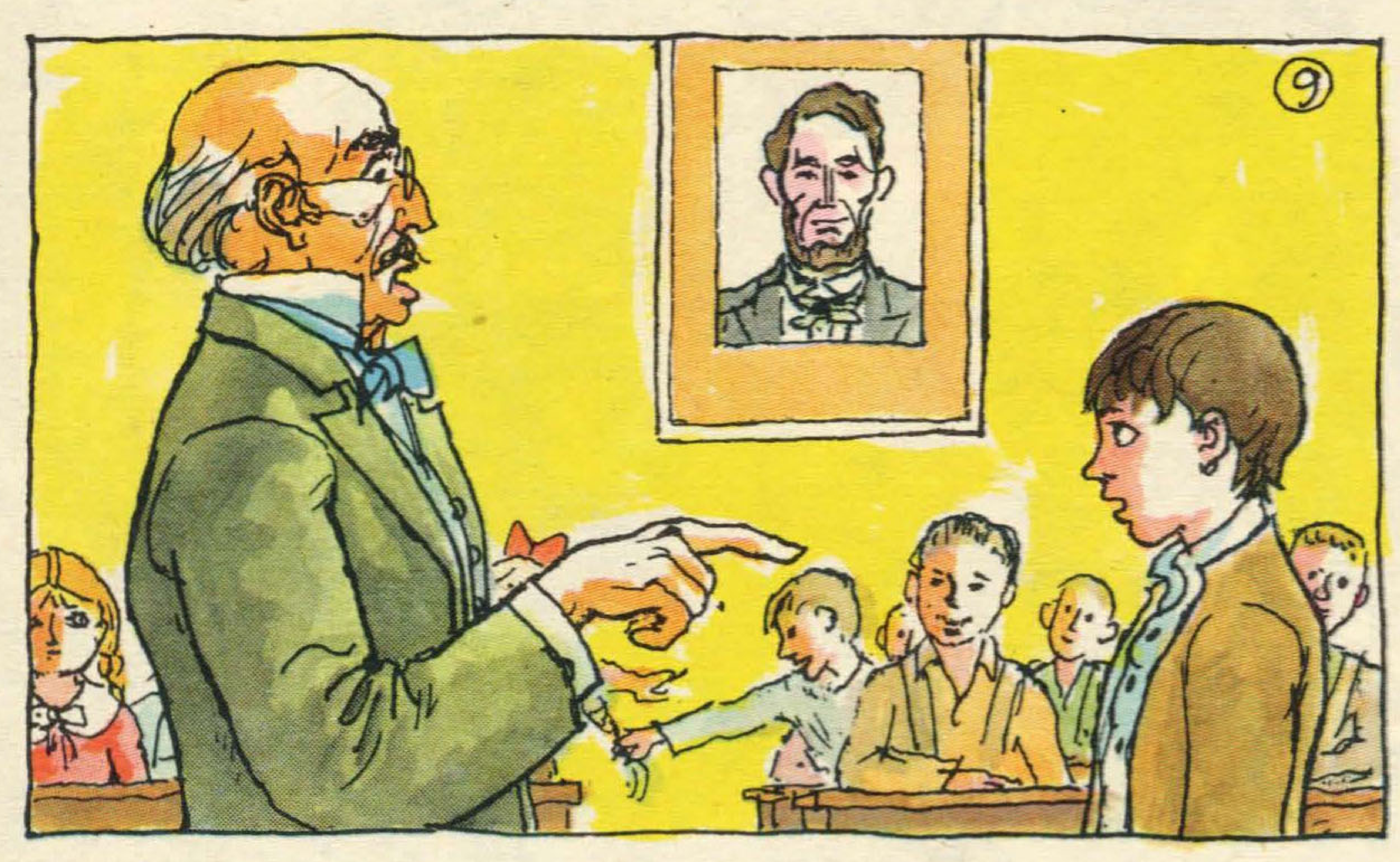
6. Im Garten von Richter Thatcher steht ein fremdes Mädchen. Tom ist wie vom Blitz getroffen beim Anblick dieses lieblichen Wesens.



7. Zwar tut er gleichgültig, doch warum balanciert er einen Strohhalm auf der Nasenspitze, schlägt Rad, läuft auf den Händen?



8. Sie wirft ein Stiefmütterchen über den Zaun. Beglückt drückt Tom es an die Brust. Beschwingt eilt er nach Hause.



9. Am Montag kommt Tom zu spät zur Schule. Er sucht nach einer Ausrede – da erblickt er zwei blonde Zöpfe neben dem einzigen freien Platz der Mädchenseite. „Ich hatte mit Huck Finn noch etwas Wichtiges zu besprechen", sagt er. „Zur Strafe und zu deiner Schande setz' dich zu den Mädchen!"



10. Das gerade wollte Tom. Mit rotem Kopf nimmt er neben dem blonden Mädchen Platz. Sein Glück ist nur kurz. „Ich liebe dich", schreibt er auf seine Schiefertafel. Becky, so heißt die Neue, nimmt sein Geständnis huldvoll entgegen.



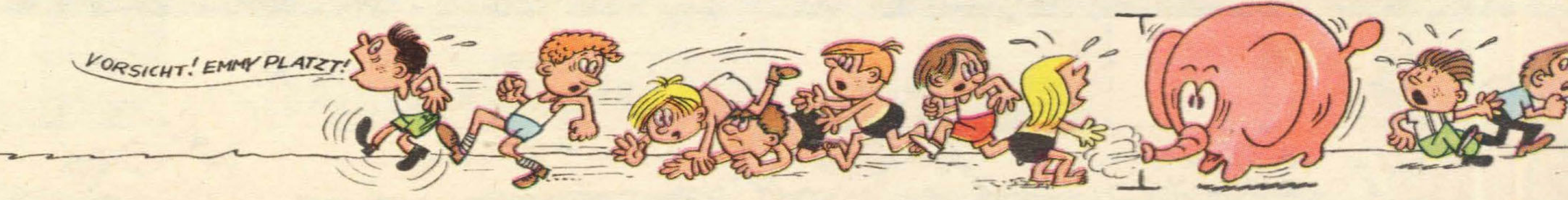
11. Doch das Verhängnis naht auf leisen Sohlen, und unsanft wird Tom auf seinen alten Platz zurückbefördert!



12. In der Pause macht er sich an Becky heran: „Warst du schon mal verlobt?" „Wie ist das?" „Oh, man küßt sich und geht immer zusammen ..." „Wie hübsch!" „Ja, was glaubst du, was für einen Spaß wir hatten, ich und Amy Lawrence, wenn wir ..." Er verstummt. Becky hat sich schluchzend von ihm abgewandt.



13. Alles scheint aus. Ein blitzblanker Messingknopf, als Versöhnungsgeschenk dargeboten, wird dem Jungen aus der Hand geschlagen. Tief bekümmert entfernt sich Tom, bereit zu sterben, tot zu sein – wenigstens vorübergehend.



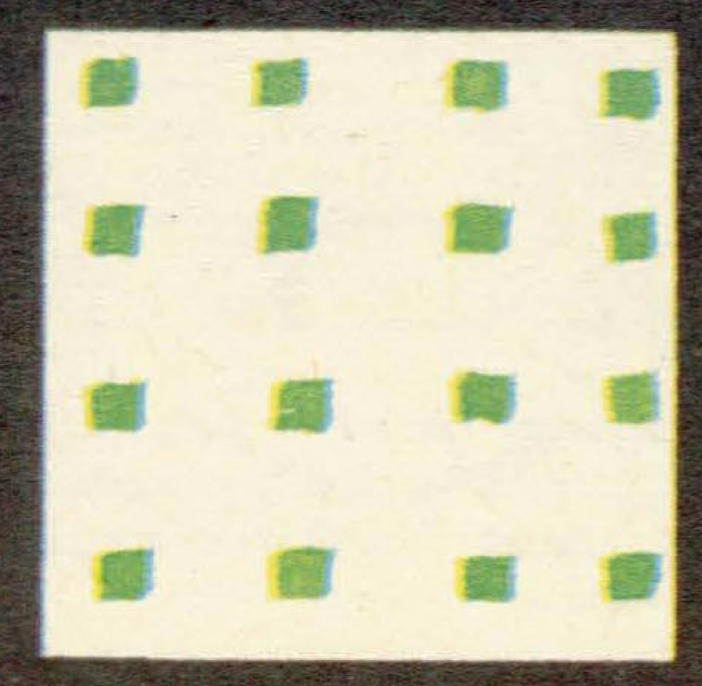
Mode BOUTIQUE



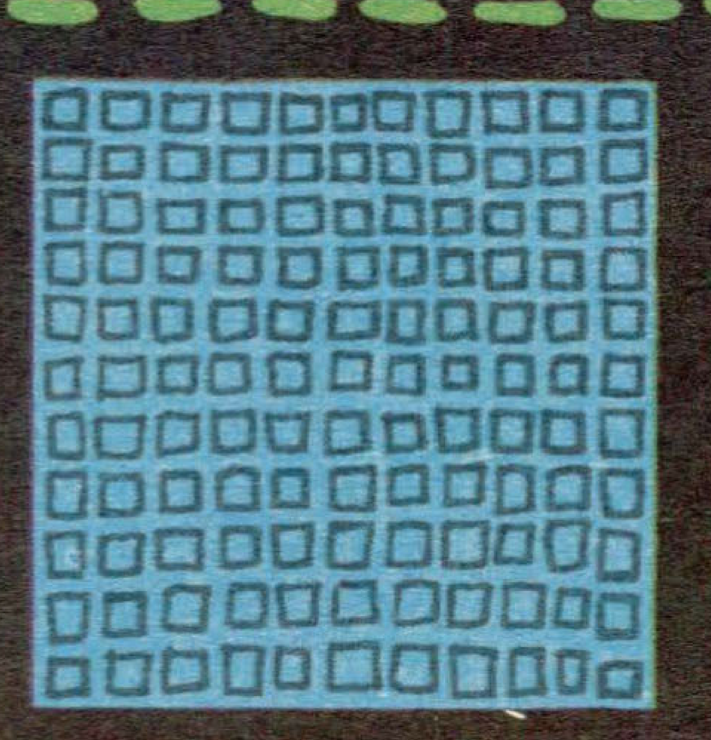


So können die ansprechenden fertigen Oberteile, Hosen oder Taschen aussehen. Erst werden die Teile für das Bekleidungsstück zugeschnitten, dann bedruckt und zum Schluß zusammengenäht.
Bevor ihr anfangt, solltet ihr wissen, welches Muster ihr drucken wollt. Versucht es doch erst einmal mit einer ganz einfachen geometrischen Form, wie z. B. einem Kreis, einem Viereck oder einem Dreieck. Auch ein Klecks ist möglich! Hier einige Vorschläge, was ihr allein mit Vierecken für interessante Muster gestalten könnt.

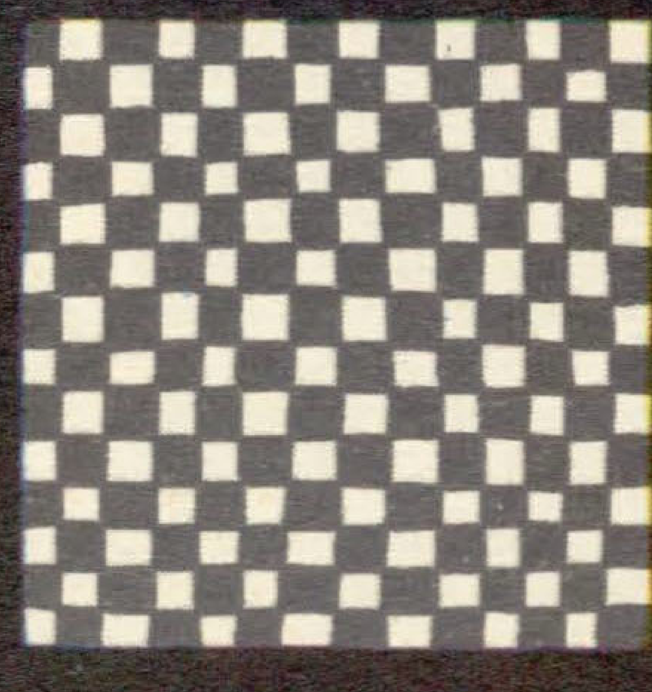
selbst bedruckt selbst bemalt selbst genäht



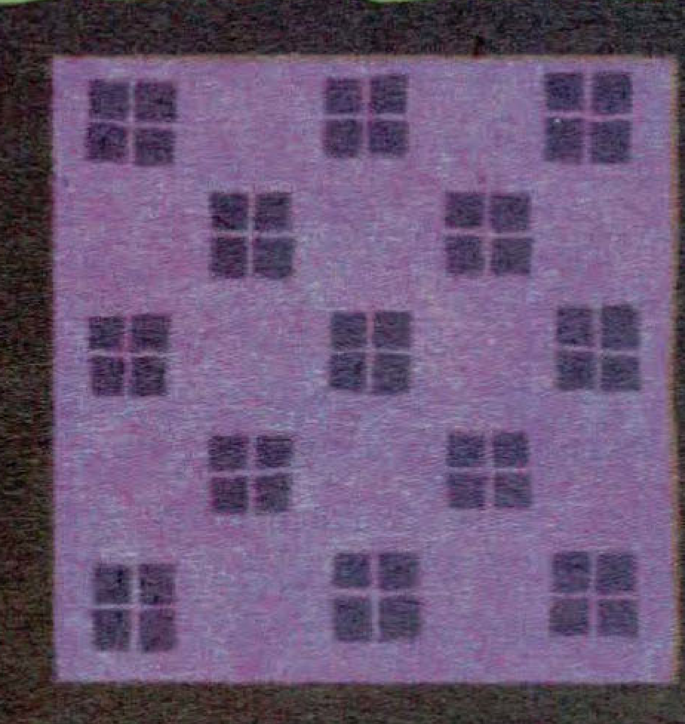
geordnet in gleichmäßigen Abständen



geordnet in engen gleichmäßigen Abständen



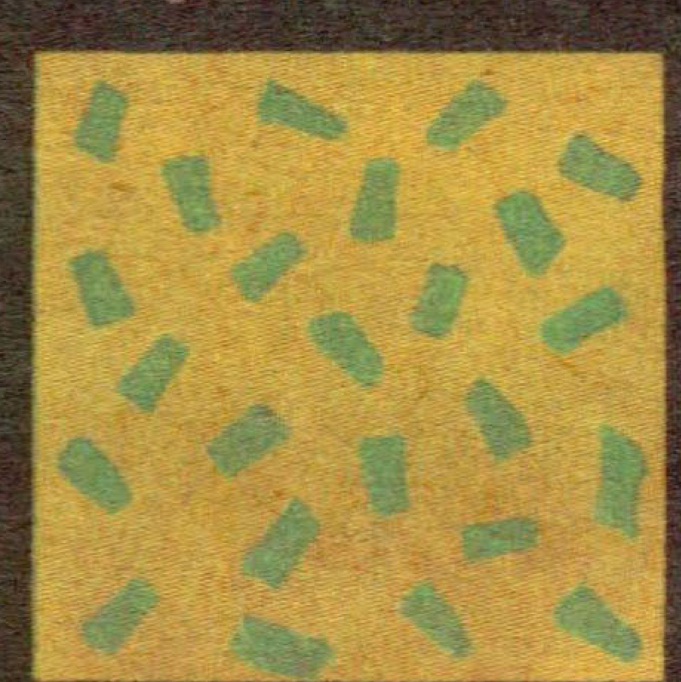
versetzte Reihen im Schachbrettmuster



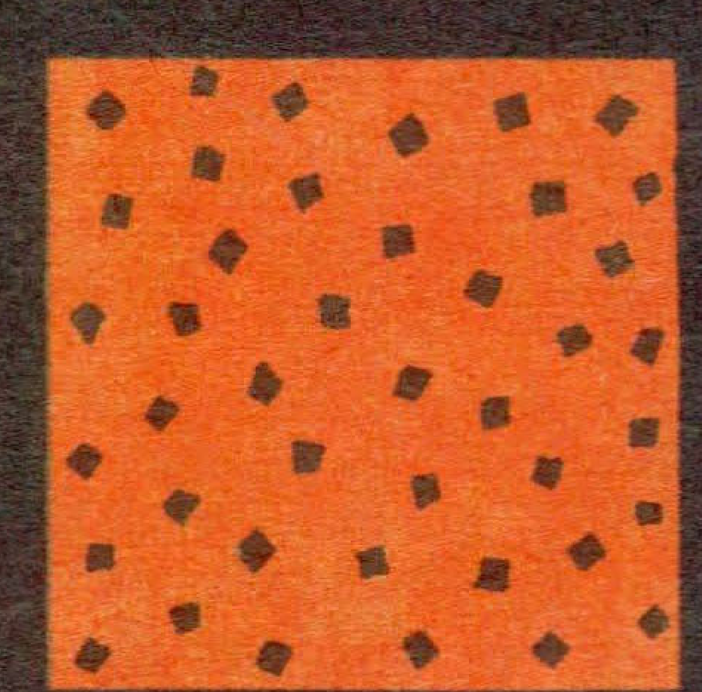
in Vierergruppen versetzt angeordnet



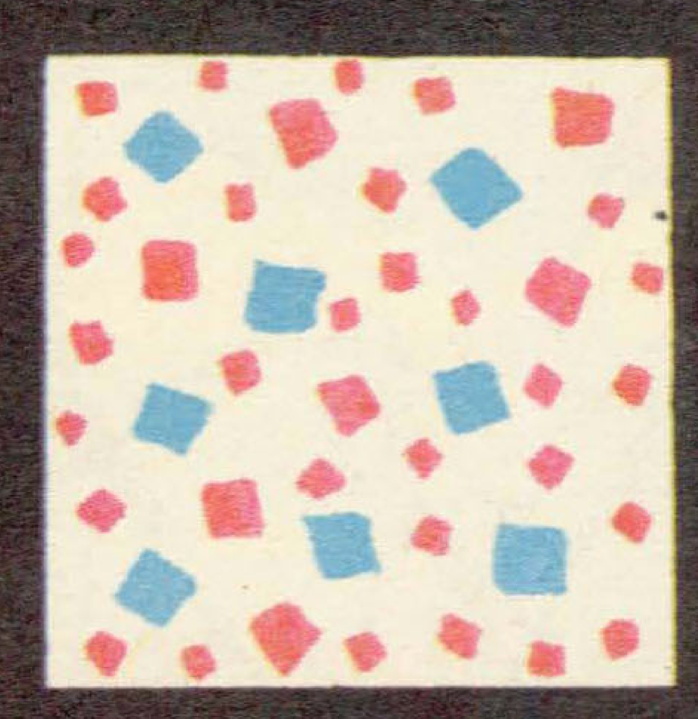
geordnet in versetzte Reihen



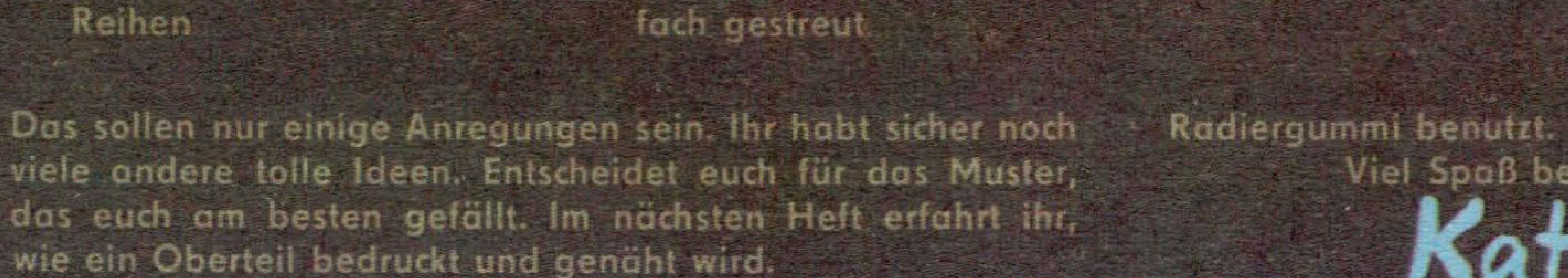
verformte Vierecke einfach gestreut



Vierecke einfach gestreut



verschiedene Größen und Farben gestreut



Das sollen nur einige Anregungen sein. Ihr habt sicher noch viele andere tolle Ideen. Entscheidet euch für das Muster, das euch am besten gefällt. Im nächsten Heft erfahrt ihr, wie ein Oberteil bedruckt und genäht wird.
Zum Ausprobieren eines Musters nehmt ihr am besten Papier und Tusche. Als Druckstock wird eine Kartoffel oder ein Radiergummi benutzt.

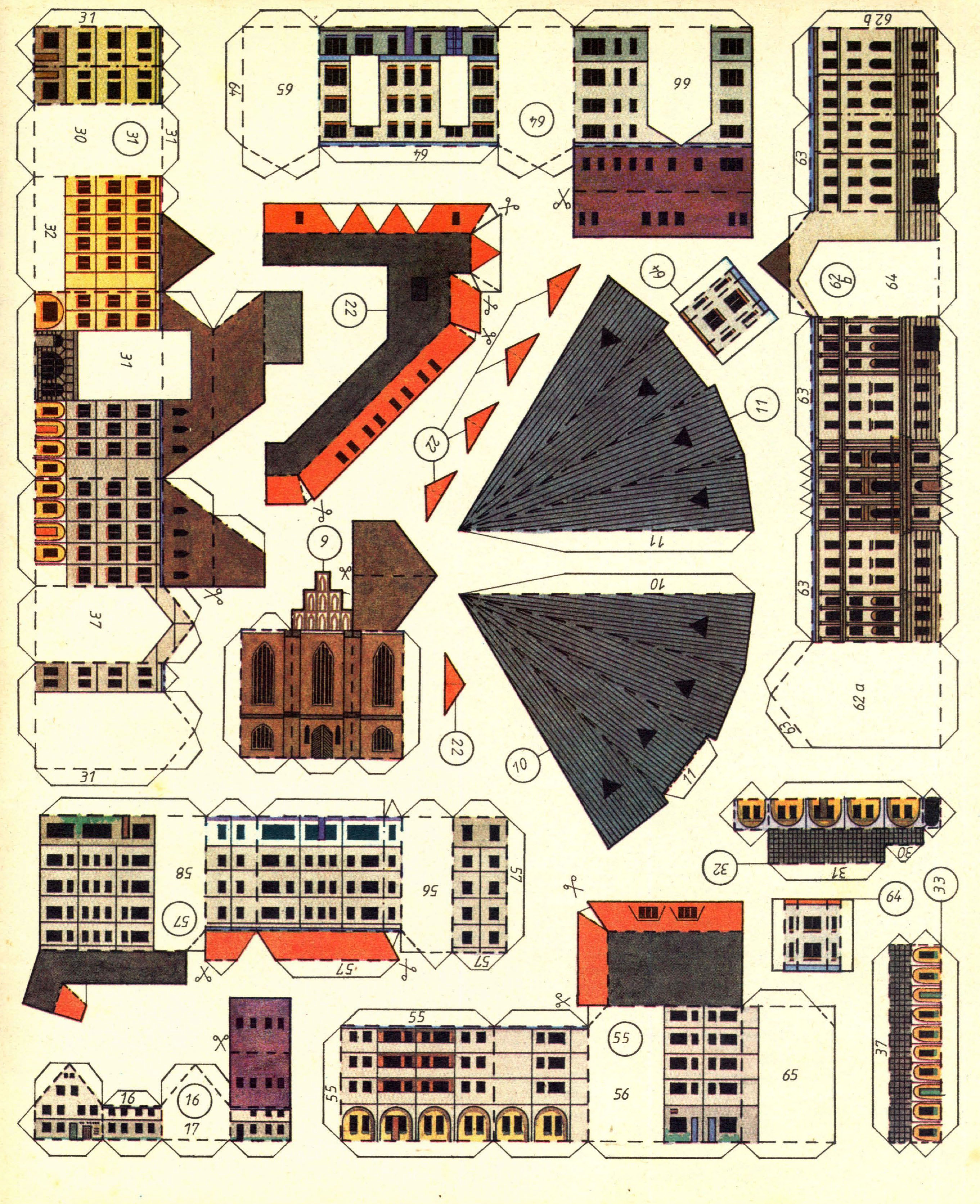
Viel Spaß bei euren Ideen wünscht euch

Katharina

Idee, Text und Gestaltung: Katharina Kosak
Foto: Werner Popp







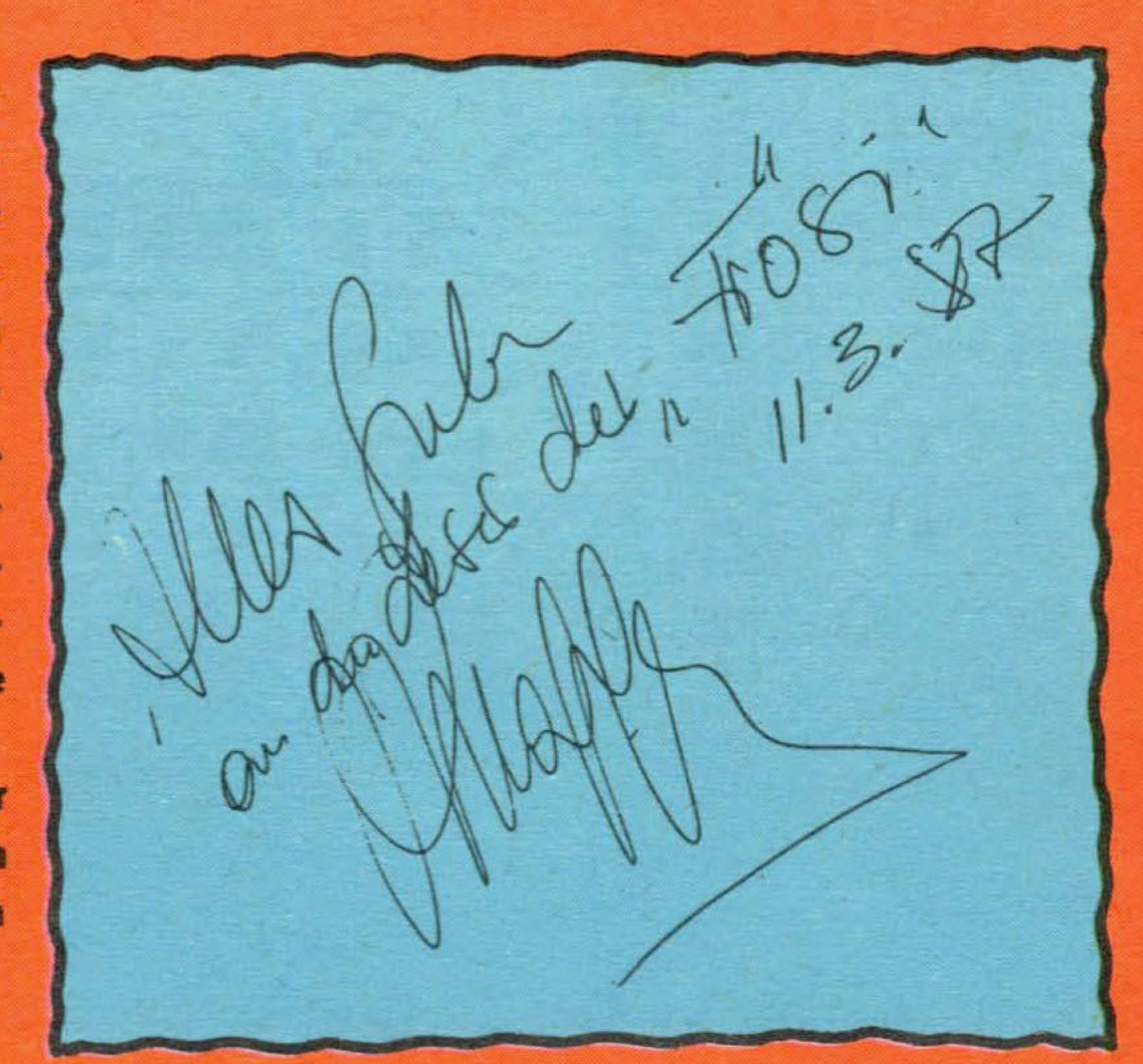
Peter Maffay-
ROCKFEUERWERKER

MEHR ALS NUR EIN LIED

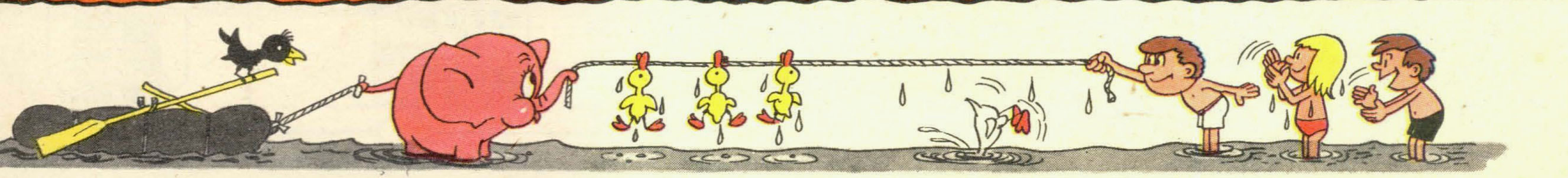
Mit zehn Musikern ist er angereist. Mehrere Konzerte in der Berliner Werner-Seelenbinder-Halle anläßlich der 750-Jahrfeier der Hauptstadt gibt er. Peter Maffay, ein Rocksänger aus der BRD, 37 Jahre alt, klein, sportlich-schlank, wache, dunkle Augen, freundlich – so mein erster Eindruck. Ich bin dabei an einem Abend im März in der Berliner Werner-Seelenbinder-Halle.
Noch ist weder er, noch einer seiner Musiker auf der Bühne, doch in der Halle herrscht bereits erwartungsvolle Spannung. Dann gehen die weißgrauen Jalousien des vorderen quadratischen Metallgevierts auf der Bühne langsam nach oben, und plötzlich ist er da. Schlag auf Schlag singt Peter Maffay Titel auf Titel.
Vor den Zuschauern entfacht er sein Rockfeuerwerk, redet selbst nicht viel, steigert sich. Scheinwerferbatterien tauchen die Bühne einmal in schreiend weißes, dann wieder bonbonfarbenes Licht, setzen in Farben und Effekten seiner speziellen Musik zusätzliche Glanzlichter auf.
Die ersten Titel sind verklungen – „Sonne in der Nacht", „Hunger nach Leben", „Über sieben Brükken mußt du gehn", seine gefühlvolle Interpretation des bekannten „Karat"-Titels. Minuten des Schweigens und in diese Stille hinein erklingt sein wohl bekenntnisreichster Song „Eiszeit", in dem Peter Maffay deutlich Position zur brennendsten Frage unserer Zeit, dem Frieden, bezieht, wenn er vor dem atomaren Untergang der Erde warnt. „Eiszeit" setzt einen ersten Höhepunkt. Beifall begleitet ihn. Peter Maffay weiß sich verstanden. „Eiszeit", so von ihm interpretiert, ist mehr als nur ein Lied. Es drückt die Haltung eines jahrelang in der Friedensbewegung der BRD aktiv tätigen Künstlers aus, der in der Aktion „Künstler für den Frieden" bei vielen Konzerten dabei ist, sich in Wort und Tat für Nikaragua einsetzt. Haltung zum Frieden zu haben, ist ihm sehr wichtig.
Große Halbstundenpause in der Werner-Seelenbinder-Halle. Viele Zuschauer werfen einen Blick ins Programmheft, um schnell noch etwas von diesem Sänger zu erfahren, der alles andere als ein Star sein will. Das Faltblatt gibt Auskunft: „... zwei Dutzend Langspielplatten bisher, einige vergoldete darunter, andere sogar mit einem Platin-Prädikat versehen ... Seit 1983 Produzent im eigenen Studio, um von den Unterhaltungsindustrie-Konzernen weniger abhängig zu sein ... ‚Tabaluga oder die Reise zur Vernunft', eine Kinderplatte, fällt in diese Zeit. Sie wird produziert ... Ab 1977 große Tourneen mit ‚seinen' Musikern ... Im Sommer des Vorjahres zwei Konzerte in Rostock ..."
Scheinwerfer an, erste kräftige Töne nach der Pause. Peter Maffay gibt alles, auch Zugaben selbstverständlich und für alle „Frösi-Leser diesen Gruß.

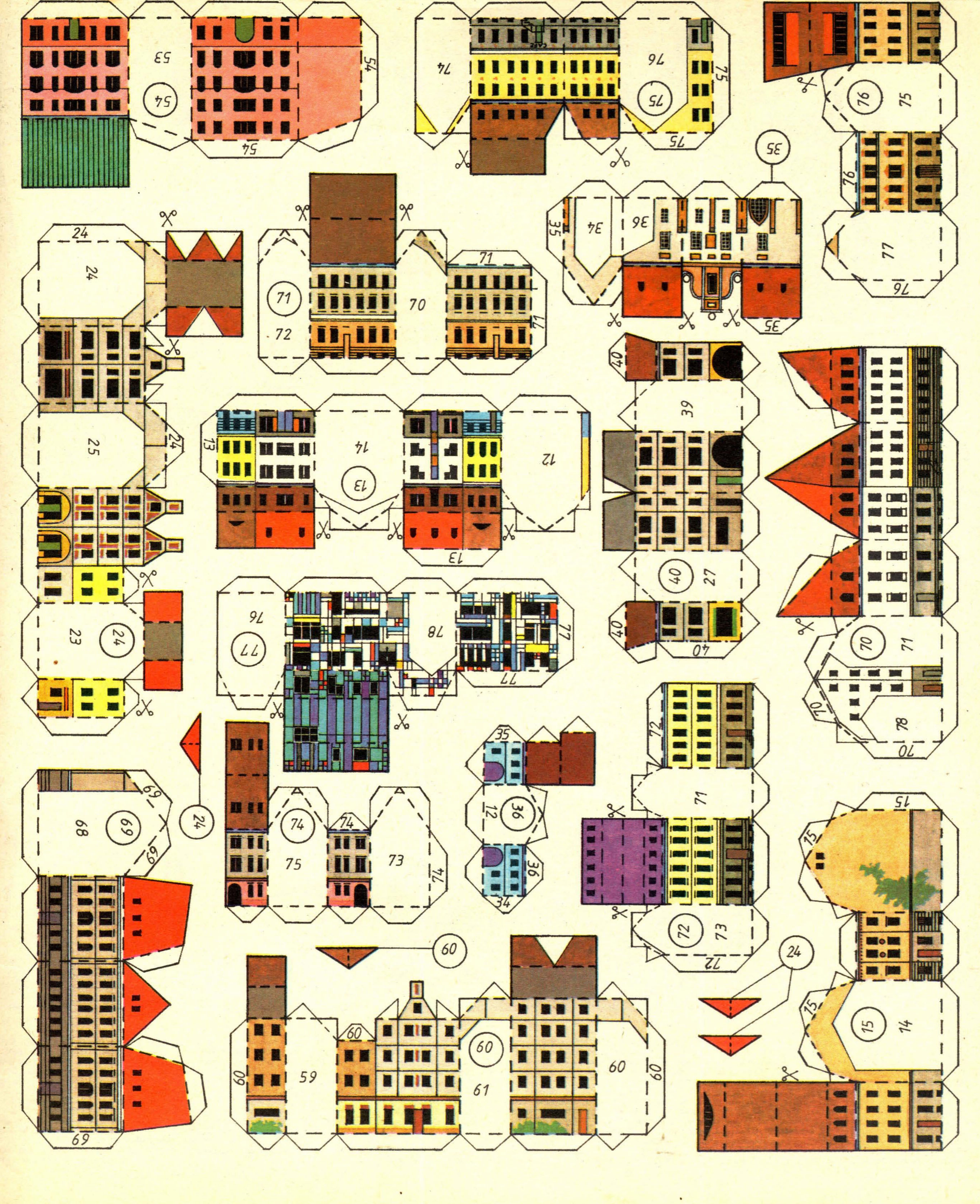
Für den Solidaritätsbasar der Berliner Journalisten am 28. August 1987 auf dem Alexanderplatz, stiftete Peter Maffay eine seiner Gitarren sowie von ihm signierte Langspielplatten.
Die Tageszeitung Junge Welt wird diese in Vorbereitung auf den Basar in ihren Ausgaben und direkt am Solidaritätsstand versteigern.

Text: Ralf Kegel
Foto: Herbert Schulze







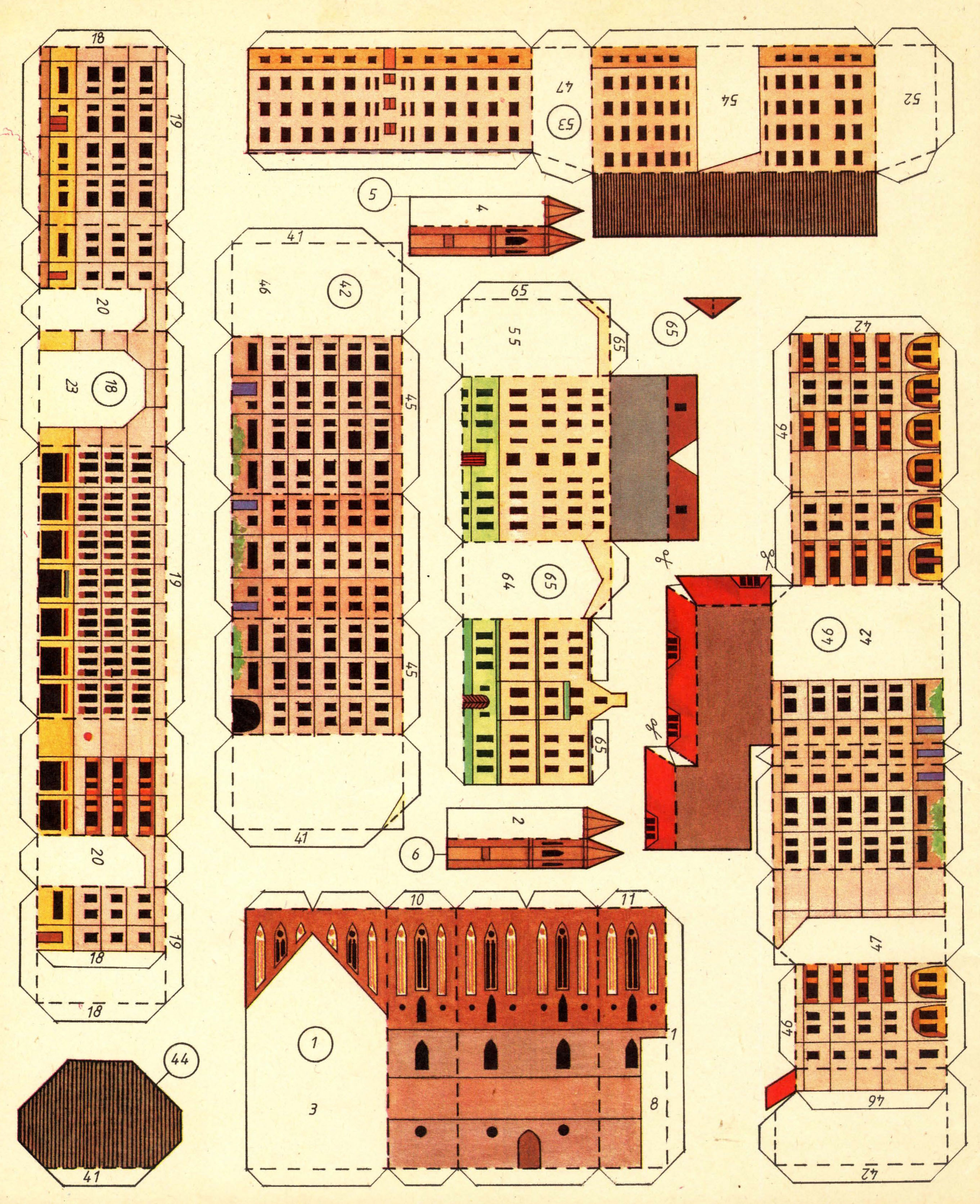


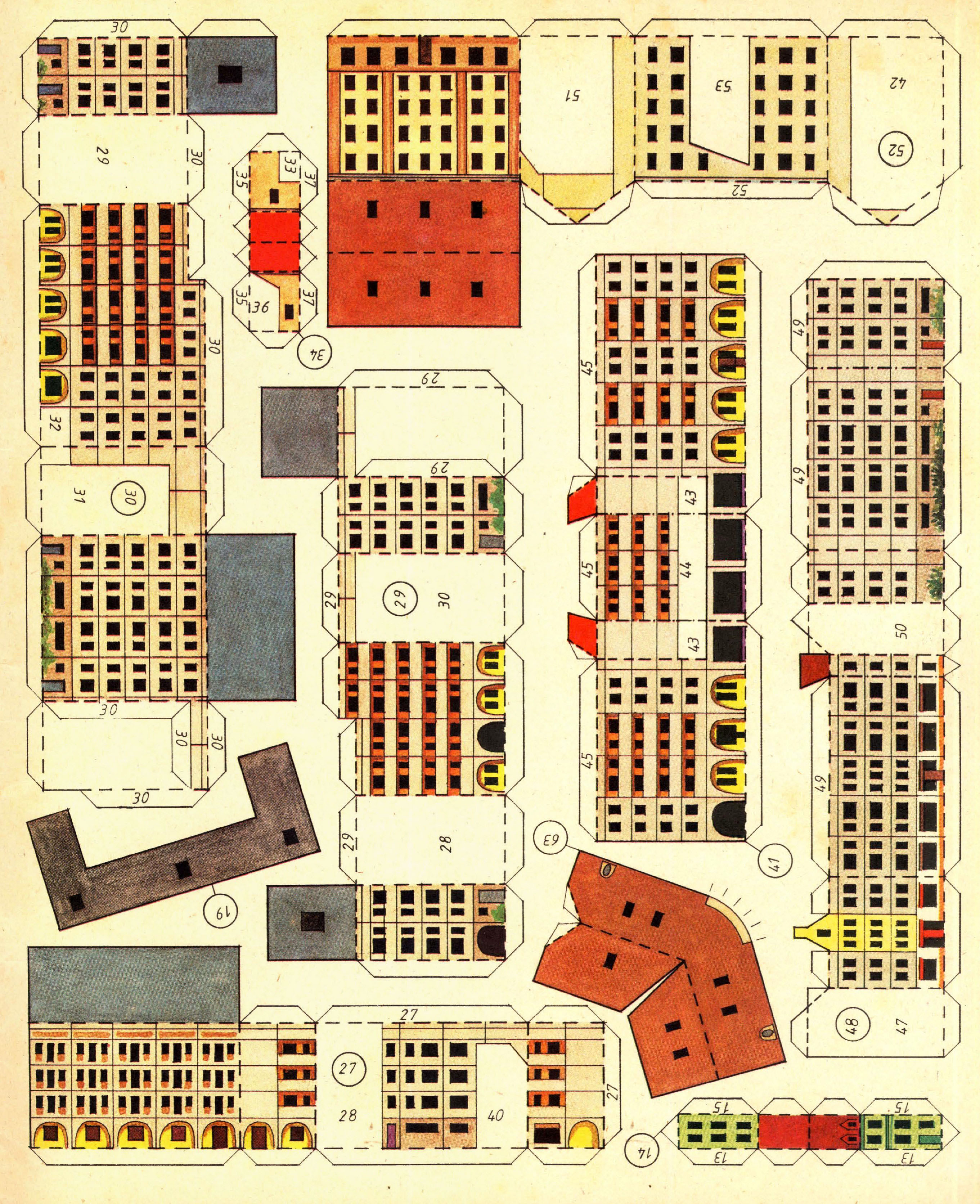


Zeichnung: Horst Alisch

Pioniermagazin „Fröhlich sein und singen". Ausgezeichnet mit dem Vaterländischen Verdienstorden in Silber, der Artur-Becker-Medaille in Gold, der Medaille der Pionierorganisation „Ernst Thälmann" in Gold, der Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold und der Medaille der Pionierorganisation des SSM in Gold. – Chefredakteur: Dipl.-Päd. Wilfried Weidner, stellv. Chefredakteur: Dipl.-Gewi. Walter Stohr, Redaktionssekretär: Dipl.-Gewi. Christine Meier, Gestalter: Vera Kruse, Chefreporter: Ralf Kegel, Redakteure: Ulla Brocke, Frank Frenzel, Manfred Heilmann, Marita Kloss, Annegret Kobow, Lotti Simon, Annette Schlegel, Annerose Zehmisch, Sekretariat: Helga Wulff. – Redaktionskollegium: Hans-Joachim Graf, Dr. Klaus Herde, Prof. Dr. Jürgen Polzin, Dr. Christine Lost, Dipl.-Päd. Dieter Wilkendorf, Friedrich Kühne, Fred Petzold, Richard Hambach, Günter Dorst, Prof. Dr. Gerhard Misgeld, Dipl.-Gewi. Elisabeth Richter, Margit Mahlke, Doris Weißflog, Prof. Dr. Reinhard Mocek, Dipl.-Päd. Reinhold Skottky, Klaus Rebelsky, Günther Feustel, Hans-Joachim Riegenring, Hansgeorg Meyer, Dr. Gisela Wessely, Ehm Kurzweg, Dipl.-Päd. Gerhard Kirner, Dr. Käthe Sima-Niederkirchner, Dieter Merzdorf, Dieter Schönherr, Sybille Durian – Wissenschaftlich-technischer Beirat: Horst Alisch, Ing. Karl Bartusch, Dipl.-Ök. Harald Drasdo, Ing.-Ök. Heinz Görner, O.-Ing. Gunter Giersch, Ing. Jochen Dietzmann, Ing.-Ök. Manfred Kutschick, Dipl.-Ing. Erich Schulz, Dr. Peter Lobitz, Dipl.-Ing. Hans Mauersberger, Dipl.-Ök. Gerhard Meinke, Albrecht Camphausen, Ing.-Ök. Werner Ondracek, Gerhard Tscharnke, Ing. Klaus Barthel, Dr.-Ing. Harry Förster, Rolf Philipp, Ing. Brigitte Barth, Regina Brauns, Otto Weber. Sitz der Redaktion „Fröhlich sein und singen" im Verlag Junge Welt, 1080 Berlin, Mauerstraße 39/40. Postanschrift: „Frösi", PSF 43, Berlin, 1026. Fernruf 2 23 30. Herausgegeben vom Zentralrat der Freien Deutschen Jugend über Verlag Junge Welt. Verlagsdirektor: Manfred Rucht. Die Zeitschrift erscheint monatlich. Abonnementpreis: 0,70 M. Bezugszeitraum monatlich. Art.-Nr. 500 501. Veröffentlicht unter der Lizenznummer 1228 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. – Druck: (III/9/1) Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft Dresden, 8010 Dresden, Julian-Grimau-Allee. Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Quellenangabe und Zustimmung der Redaktion.
Redaktionsschluß: Februar 1987







ELEFANTASTISCH



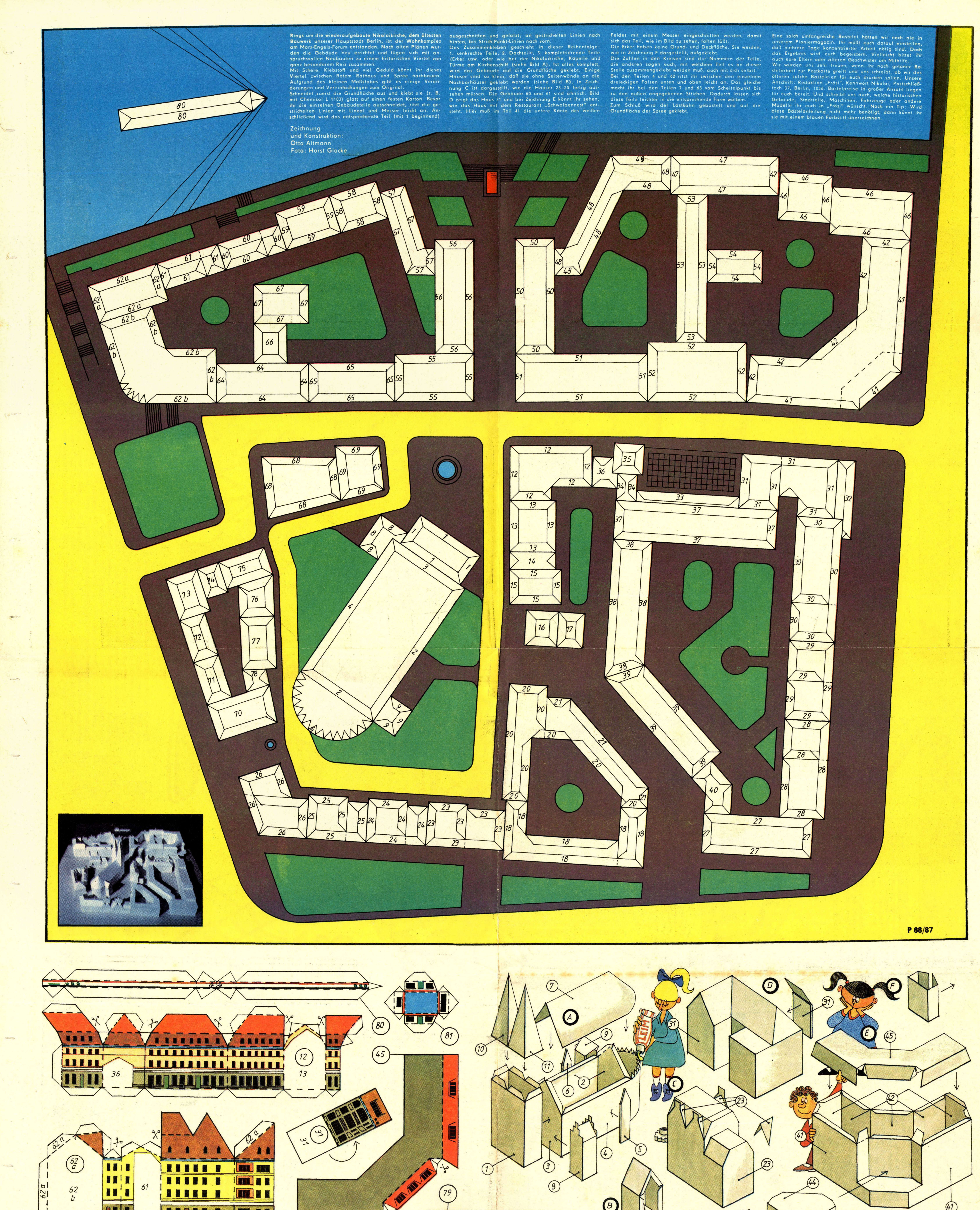
Habt Ihr „Frösi" Heft 6/87 gelesen? Gehört ihr schon zu den SERO-Los-Glückspilzen? Emmy feiert bereits mit den ersten Gewinnern. Und weil sie die nach Berlin eingeladen hat, dreht sie hier den Leierkasten. Wollt ihr noch mitmachen? Der Einsendeschluß ist bis zum 31. August 1987 verlängert!!! Also: Nehmt einen Farbstift zur Hand. Nun dividiert jede Zahl durch zwei. Bleibt ein Rest, nämlich .., 5 – dann malt das Feld farbig aus. Ist das Ergebnis eine natürliche Zahl, bleibt das Feld weiß. Alles ausgerechnet? Nun erkennt ihr eine große zweistellige Zahl. Die müßt ihr durch euren Sammelfleiß überbieten!

Sammelt also mindestens ... kg Altpapier oder ... Stück Flaschen und Gläser! Schreibt euer Ergebnis auf eine Postkarte und laßt es in der SERO-Annahmestelle oder vom Pionierleiter bestätigen!

Jeder, der mitmacht, gewinnt mindestens ein Emmy-Souvenir!

Außerdem verlosen wir 5 000 Emmy-Gewinne! Unsere Anschrift: Redaktion „Frösi", Kennwort: Emmy, Postschließfach 37, Berlin 1056.

Werdet aber bitte nicht ungeduldig, was das Souvenir betrifft. Emmy hat so viele Zuschriften erhalten, daß sie in diesem Jahr nicht in die Ferien fahren kann. Sie schreibt und schreibt und schreibt ...



Rings um die wiederaufgebaute Nikolaikirche, dem ältesten Bauwerk unserer Hauptstadt Berlin, ist der Wohnkomplex am Marx-Engels-Forum entstanden. Nach alten Plänen wurden die Gebäude neu errichtet und fügen sich mit anspruchsvollen Neubauten zu einem historischen Viertel von ganz besonderem Reiz zusammen.

Mit Schere, Klebstoff und viel Geduld könnt ihr dieses Viertel zwischen Rotem Rathaus und Spree nachbauen. Aufgrund des kleinen Maßstabes gibt es einige Veränderungen und Vereinfachungen zum Original.

Schneidet zuerst die Grundfläche aus und klebt sie (z. B. mit Chemisol L 1103) glatt auf einen festen Karton. Bevor ihr die einzelnen Gebäudeteile ausschneidet, ritzt die gestrichelten Linien mit Lineal und Messer leicht an. Anschließend wird das entsprechende Teil (mit 1 beginnend) ausgeschnitten und gefalzt; an gestrichelten Linien nach hinten, bei Strich-Punkt-Linien nach vorn.

Das Zusammenkleben geschieht in dieser Reihenfolge: 1. senkrechte Teile, 2. Dachteile, 3. komplettierende Teile (Erker usw. oder wie bei der Nikolaikirche, Kapelle und Türme am Kirchenschiff (siehe Bild A). Ist alles komplett, wird das Gebäude auf die Grundfläche geklebt. Einige Häuser sind so klein, daß sie ohne Seitenwände an die Nachbarhäuser geklebt werden (siehe Bild B). In Zeichnung C ist dargestellt, wie die Häuser 23–25 fertig aussehen müssen. Die Gebäude 60 und 61 sind ähnlich. Bild D zeigt das Haus 31 und bei Zeichnung E könnt ihr sehen, wie das Haus mit dem Restaurant „Schwalbennest" entsteht. Hier muß im Teil 41 die untere Kante des weißen Feldes mit einem Messer eingeschnitten werden, damit sich das Teil, wie im Bild zu sehen, falten läßt.

Die Erker haben keine Grund- und Deckfläche. Sie werden, wie in Zeichnung F dargestellt, aufgeklebt.

Die Zahlen in den Kreisen sind die Nummern der Teile, die anderen sagen euch, mit welchem Teil es an dieser Stelle zusammengeklebt werden muß, auch mit sich selbst.

Bei den Teilen 4 und 62 ritzt ihr zwischen den einzelnen dreieckigen Falzen unten und oben leicht an. Das gleiche macht ihr bei den Teilen 7 und 63 vom Scheitelpunkt bis zu den außen angegebenen Strichen. Dadurch lassen sich diese Teile leichter in die entsprechende Form wölben.

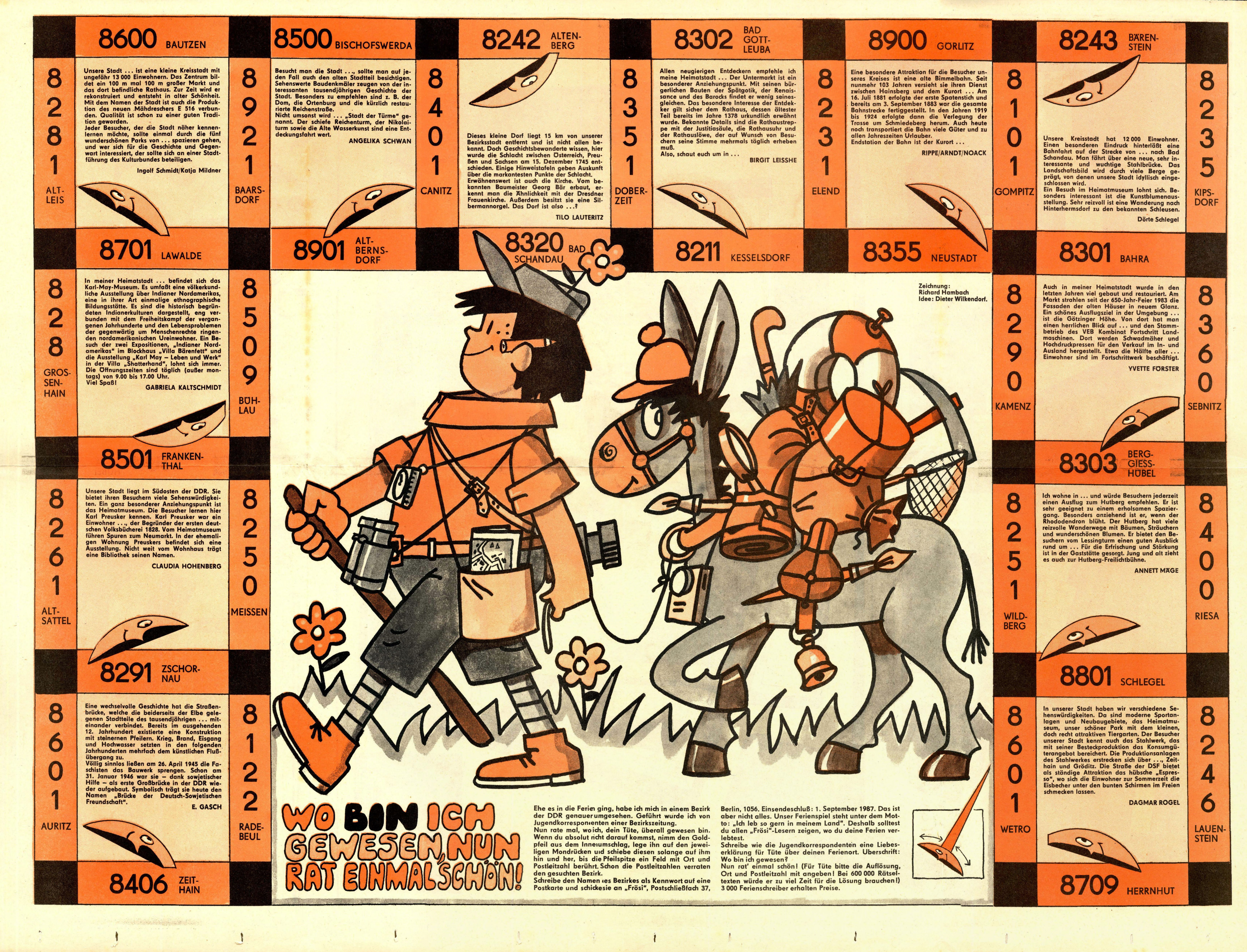
Zum Schluß wird der Lastkahn gebastelt und auf die Grundfläche der Spree geklebt.

Eine solch umfangreiche Bastelei hatten wir noch nie in unserem Pioniermagazin. Ihr müßt euch darauf einstellen, daß mehrere Tage konzentrierter Arbeit nötig sind. Doch das Ergebnis wird euch begeistern. Vielleicht bittet ihr auch eure Eltern oder älteren Geschwister um Mithilfe.

Wir würden uns sehr freuen, wenn ihr nach getaner Bastelarbeit zur Postkarte greift und uns schreibt, ob wir des öfteren solche Basteleien für euch drucken sollen. Unsere Anschrift: Redaktion „Frösi", Kennwort Nikolai, Postschließfach 37, Berlin, 1056. Bastelpreise in großer Anzahl liegen für euch bereit. Und schreibt uns auch, welche historischen Gebäude, Stadtteile, Maschinen, Fahrzeuge oder andere Modelle ihr euch in „Frösi" wünscht. Noch ein Tip: Wird diese Bastelanleitung nicht mehr benötigt, dann könnt ihr sie mit einem blauen Farbstift überzeichnen.

Zeichnung
und Konstruktion:
Otto Altmann
Foto: Horst Glocke

P 88/87



WO BIN ICH GEWESEN, NUN RAT EINMAL SCHÖN!

Ehe es in die Ferien ging, habe ich mich in einem Bezirk der DDR genauer umgesehen. Geführt wurde ich von Jugendkorrespondenten einer Bezirkszeitung.
Nun rate mal, wo ich, dein Tüte, überall gewesen bin. Wenn du absolut nicht darauf kommst, nimm den Goldpfeil aus dem Innenumschlag, lege ihn auf den jeweiligen Mondrücken und schiebe diesen solange auf ihm hin und her, bis die Pfeilspitze ein Feld mit Ort und Postleitzahl berührt. Schon die Postleitzahlen verraten den gesuchten Bezirk.
Schreibe den Namen des Bezirkes als Kennwort auf eine Postkarte und schicke sie an „Frösi", Postschließfach 37, Berlin, 1056. Einsendeschluß: 1. September 1987. Das ist aber nicht alles. Unser Ferienspiel steht unter dem Motto: „Ich leb so gern in meinem Land". Deshalb solltest du allen „Frösi"-Lesern zeigen, wo du deine Ferien verlebtest.
Schreibe wie die Jugendkorrespondenten eine Liebeserklärung für Tüte über deinen Ferienort. Überschrift: Wo bin ich gewesen?
Nun rat' einmal schön! (Für Tüte bitte die Auflösung, Ort und Postleitzahl mit angeben! Bei 600 000 Rätseltexten würde er zu viel Zeit für die Lösung brauchen!) 3 000 Ferienschreiber erhalten Preise.

Zeichnung: Richard Hambach
Idee: Dieter Wilkendorf.

8600 BAUTZEN

Unsere Stadt ... ist eine kleine Kreisstadt mit ungefähr 13 000 Einwohnern. Das Zentrum bildet ein 100 m mal 100 m großer Markt und das dort befindliche Rathaus. Zur Zeit wird er rekonstruiert und entsteht in alter Schönheit. Mit dem Namen der Stadt ist auch die Produktion des neuen Mähdreschers E 516 verbunden. Qualität ist schon zu einer guten Tradition geworden.
Jeder Besucher, der die Stadt näher kennenlernen möchte, sollte einmal durch die fünf wunderschönen Parks von ... spazieren gehen, und wer sich für die Geschichte und Gegenwart interessiert, der sollte sich an einer Stadtführung des Kulturbundes beteiligen.

Ingolf Schmidt/Katja Mildner

8500 BISCHOFSWERDA

Besucht man die Stadt ..., sollte man auf jeden Fall auch den alten Stadtteil besichtigen. Sehenswerte Baudenkmäler zeugen von der interessanten tausendjährigen Geschichte der Stadt. Besonders zu empfehlen sind z. B. der Dom, die Ortenburg und die kürzlich restaurierte Reichenstraße.
Nicht umsonst wird ... „Stadt der Türme" genannt. Der schiefe Reichenturm, der Nikolaiturm sowie die Alte Wasserkunst sind eine Entdeckungsfahrt wert.

ANGELIKA SCHWAN

8242 ALTENBERG

Dieses kleine Dorf liegt 15 km von unserer Bezirksstadt entfernt und ist nicht allen bekannt. Doch Geschichtsbewanderte wissen, hier wurde die Schlacht zwischen Österreich, Preußen und Sachsen am 15. Dezember 1745 entschieden. Einige Hinweistafeln geben Auskunft über die markantesten Punkte der Schlacht.
Erwähnenswert ist auch die Kirche. Vom bekannten Baumeister Georg Bär erbaut, erkennt man die Ähnlichkeit mit der Dresdner Frauenkirche. Außerdem besitzt sie eine Silbermannorgel. Das Dorf ist also ...?

TILO LAUTERITZ

8302 BAD GOTTLEUBA

Allen neugierigen Entdeckern empfehle ich meine Heimatstadt ... Der Untermarkt ist ein besonderer Anziehungspunkt. Mit seinen bürgerlichen Bauten der Spätgotik, der Renaissance und des Barocks findet er wenig seinesgleichen. Das besondere Interesse der Entdekker gilt sicher dem Rathaus, dessen ältester Teil bereits im Jahre 1378 urkundlich erwähnt wurde. Bekannte Details sind die Rathaustreppe mit der Justitiasäule, die Rathausuhr und der Rathauslöwe, der auf Wunsch von Besuchern seine Stimme mehrmals täglich erheben muß.
Also, schaut euch um in ...

BIRGIT LEISSHE

8900 GÖRLITZ

Eine besondere Attraktion für die Besucher unseres Kreises ist eine alte Bimmelbahn. Seit nunmehr 103 Jahren versieht sie ihren Dienst zwischen Hainsberg und dem Kurort ... Am 16. Juli 1881 erfolgte der erste Spatenstich und bereits am 3. September 1883 war die gesamte Bahnstrecke fertiggestellt. In den Jahren 1919 bis 1924 erfolgte dann die Verlegung der Trasse um Schmiedeberg herum. Auch heute noch transportiert die Bahn viele Güter und zu allen Jahreszeiten Urlauber.
Endstation der Bahn ist der Kurort ...

RIPPE/ARNDT/NOACK

8243 BÄRENSTEIN

Unsere Kreisstadt hat 12 000 Einwohner. Einen besonderen Eindruck hinterläßt eine Bahnfahrt auf der Strecke von ... nach Bad Schandau. Man fährt über eine neue, sehr interessante und wuchtige Stahlbrücke. Das Landschaftsbild wird durch viele Berge geprägt, von denen unsere Stadt idyllisch eingeschlossen wird.
Ein Besuch im Heimatmuseum lohnt sich. Besonders interessant ist die Kunstblumenausstellung. Sehr reizvoll ist eine Wanderung nach Hinterhermsdorf zu den bekannten Schleusen.

Dörte Schlegel

8701 LAWALDE

In meiner Heimatstadt ... befindet sich das Karl-May-Museum. Es umfaßt eine völkerkundliche Ausstellung über Indianer Nordamerikas, eine in ihrer Art einmalige ethnographische Bildungsstätte. Es sind die historisch begründeten Indianerkulturen dargestellt, eng verbunden mit dem Freiheitskampf der vergangenen Jahrhunderte und den Lebensproblemen der gegenwärtig um Menschenrechte ringenden nordamerikanischen Ureinwohner. Ein Besuch der zwei Expositionen, „Indianer Nordamerikas" im Blockhaus „Villa Bärenfett" und die Ausstellung „Karl May – Leben und Werk" in der Villa „Shatterhand", lohnt sich immer. Die Öffnungszeiten sind täglich (außer montags) von 9.00 bis 17.00 Uhr.
Viel Spaß!

GABRIELA KALTSCHMIDT

8501 FRANKENTHAL

Unsere Stadt liegt im Südosten der DDR. Sie bietet ihren Besuchern viele Sehenswürdigkeiten. Ein ganz besonderer Anziehungspunkt ist das Heimatmuseum. Die Besucher lernen hier Karl Preusker kennen. Karl Preusker war ein Einwohner ..., der Begründer der ersten deutschen Volksbücherei 1828. Vom Heimatmuseum führen Spuren zum Neumarkt. In der ehemaligen Wohnung Preuskers befindet sich eine Ausstellung. Nicht weit vom Wohnhaus trägt eine Bibliothek seinen Namen.

CLAUDIA HOHENBERG

8291 ZSCHORNAU

Eine wechselvolle Geschichte hat die Straßenbrücke, welche die beiderseits der Elbe gelegenen Stadtteile des tausendjährigen ... miteinander verbindet. Bereits im ausgehenden 12. Jahrhundert existierte eine Konstruktion mit steinernen Pfeilern. Krieg, Brand, Eisgang und Hochwasser setzten in den folgenden Jahrhunderten mehrfach dem künstlichen Flußübergang zu.
Völlig sinnlos ließen am 26. April 1945 die Faschisten das Bauwerk sprengen. Schon am 31. Januar 1946 war sie – dank sowjetischer Hilfe – als erste Großbrücke in der DDR wieder aufgebaut. Symbolisch trägt sie heute den Namen „Brücke der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft".

E. GASCH

8301 BAHRA

Auch in meiner Heimatstadt wurde in den letzten Jahren viel gebaut und restauriert. Am Markt strahlen seit der 650-Jahr-Feier 1983 die Fassaden der alten Häuser in neuem Glanz. Ein schönes Ausflugsziel in der Umgebung ... ist die Götzinger Höhe. Von dort hat man einen herrlichen Blick auf ... und den Stammbetrieb des VEB Kombinat Fortschritt Landmaschinen. Dort werden Schwadmäher und Hochdruckpressen für den Verkauf im In- und Ausland hergestellt. Etwa die Hälfte aller ... Einwohner sind im Fortschrittwerk beschäftigt.

YVETTE FÖRSTER

8303 BERGGIESSHÜBEL

Ich wohne in ... und würde Besuchern jederzeit einen Ausflug zum Hutberg empfehlen. Er ist sehr geeignet zu einem erholsamen Spaziergang. Besonders anziehend ist er, wenn der Rhododendron blüht. Der Hutberg hat viele reizvolle Wanderwege mit Bäumen, Sträuchern und wunderschönen Blumen. Er bietet den Besuchern vom Lessingturm einen guten Ausblick rund um ... Für die Erfrischung und Stärkung ist in der Gaststätte gesorgt. Jung und alt zieht es auch zur Hutberg-Freilichtbühne.

ANNETT MÄGE

8801 SCHLEGEL

In unserer Stadt haben wir verschiedene Sehenswürdigkeiten. Da sind moderne Sportanlagen und Neubaugebiete, das Heimatmuseum, unser schöner Park mit dem kleinen, doch recht attraktiven Tiergarten. Der Besucher unserer Stadt kennt auch das Stahlwerk, das mit seiner Besteckproduktion das Konsumgüterangebot bereichert. Die Produktionsanlagen des Stahlwerkes erstrecken sich über ..., Zeithain und Gröditz. Die Straße der DSF bietet als ständige Attraktion das hübsche „Espresso", wo sich die Einwohner zur Sommerzeit die Eisbecher unter den bunten Schirmen im Freien schmecken lassen.

DAGMAR ROGEL

8281 ALTLEIS · 8921 BAARSDORF · 8401 CANITZ · 8351 DOBERZEIT · 8231 ELEND · 8101 GOMPITZ · 8235 KIPSDORF · 8288 GROSSENHAIN · 8509 BÜHLAU · 8290 KAMENZ · 8360 SEBNITZ · 8261 ALTSATTEL · 8250 MEISSEN · 8251 WILDBERG · 8400 RIESA · 8601 AURITZ · 8122 RADEBEUL · 8601 WETRO · 8246 LAUENSTEIN · 8901 ALTBERNSDORF · 8320 BAD SCHANDAU · 8211 KESSELSDORF · 8355 NEUSTADT · 8406 ZEITHAIN · 8709 HERRNHUT